
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Dezember 12/2007

Aus dem Inhalt

Johannes G. Gerhartz SJ
Alles kann, wer glaubt 353

Gerd Neuhaus
Das eine Wort Gottes ... 355

Gereon Alter
Der Patenbrief 362

Herbert Greif
Seelsorge ohne Worte ... 364

Norbert Bauer
Plurale Identitäten 370

Markus Teinert/Br. Michael Ruedin FFSC
Babel braucht ein Leitbild 375

Literaturdienst: 381

Felix Körner SJ: Alter Text – neuer Kontext

Christian Heidrich: Auf der Suche nach der Glut

Fulbert Steffensy: Schöne Aussichten

Franz Jalics: Der kontemplative Weg

G 3212 E

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

P. Prof. Dr. Johannes G. Gerhartz SJ, Jägerstr. 24,
52066 Aachen | Prof. Dr. Gerd Neuhaus, Burgstr. 53 C,
45289 Essen | Pfarrer Gereon Alter, Auf dem Holliter 69,
45138 Essen | Herbert Greif, Steinweg 1 (Behindertenseel-
sorge), 52349 Düren | Norbert Bauer, Blumenthalstr. 1,
50670 Köln | Markus Teinert, Alter Mainzer Str. 165,
55129 Mainz | Br. Michael Ruedin, Hönninger Str. 2–18,
53547 Hausen/Wied

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan
Dybowski, Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular
Adolf Pohner, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim |
Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim,
Köln, Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642–7002 od. –7001,
Fax (0221) 1642–7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Beiträge sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt

ISSN 1865-2832

Alles kann, wer glaubt

Jesus begegnen – in seinem Wort: *Alles kann, wer glaubt* (Mk 9,23); oder auch: *Alles ist möglich dem, der glaubt* (Jerusalemener Bibel). Ein starkes, ein anspruchsvolles Wort! Ein zu starkes Wort? Ist das nicht überzogen, wirklich im Wortsinn gemeint? Aber Jesus meint, was er sagt. Er bekräftigt die Macht des Glaubens kurz darauf noch einmal: *Ihr müsst Glauben an Gott haben* (Mk 11,22).

Die Begebenheit, in die dieses Wort gehört, haben uns alle drei synoptischen Evangelien überliefert. Nehmen wir für unsere Erwägung hier den Bericht des Markus (9,14–29), lesen wir, bedenken wir ihn. Suchen wir so, Jesus zu begegnen – in diesem Geschehen, in seinem Wort.

Wir sehen, Jesus sagt dieses Wort in seiner Begegnung mit diesem verzweifelt – hilflosen und gerade darum so erwartungsvollen Vater, der für seinen von Kindheit an kranken Sohn und damit auch für sich selbst von Jesus Hilfe und Heil erwartet. Er fleht: *Wenn du kannst, hilf uns; hab' Mitleid mit uns!* (22) – mit **uns**: Vater und Sohn sind eins in diesem Leid! Auf diese Bitte des Vaters hin sagt Jesus: *Wenn du kannst? Alles kann, wer glaubt!* (23).

Wen meint Jesus damit? Zu wem oder über wen sagt er das? Sicherlich zuerst einmal über sich selbst. Seine Hilfsbereitschaft, seine helfende Kraft wurde ja angesprochen und angefordert: *Wenn du kannst, hilf uns*. Jesu Antwort sagt zweierlei: Er tadelt den Kleinglauben des Vaters, seinen Zweifel an Jesu heilender Kraft. Und er bestätigt seinen eigenen *Glauben an Gott* (Mk 11,22) und darin seine Kraft: *Alles kann, wer glaubt*. Das heißt doch: „Wer glaubt, hat Anteil an der All-macht Gottes“ (Rudolf Pesch), am Alles-können Gottes.

Doch zugleich spricht er auch zum Vater, er weckt und fordert seinen Glauben, sein Vertrauen in seine, Jesu, aber damit auch in seine eigene heilende Kraft, weil er im Glauben teil hat an Jesu Leben und Kraft. So dass auch für ihn gilt: *Alles kann, wer glaubt*. Jesus sagt also dem Vater: Es kommt wesentlich auch auf dich, deine Einstellung, auf deinen Glauben an! Es kommt in deinem Leben darauf an, was du im Glauben von Gott, von mir erwartest, was du Gott und mir zutraust.

Und der Vater des Jungen? Er weiß sich angesprochen, durch Jesus zum Glauben aufgefordert, mehr noch: zum Glauben aufgeweckt. *Er rief* – und das ist wohl das Anziehendste in dieser Begegnung – *Er rief: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben* (24). Das genügte. Der Junge wurde geheilt: *Jesus fasste ihn an der Hand und richtete ihn auf, und der Junge erhob sich* (27). Lukas fügt hinzu: *Jesus gab ihn seinem Vater zurück* (9,42).

Das also ist die Situation, in der Jesus dieses Wort gesprochen hat. Was aber meint er mit diesem Wort? An wen oder an was sollen wir denn – nach der Vorstellung Jesu – glauben? Auch das macht die Begegnung mit diesem Vater und seinem kranken Kind klar. Jesus erwartet von diesem Vater nicht den Glauben an eine Lehre oder ein Dogma, an ein Gebot oder an eine Kirche, sondern er erwartet Glauben an ihn, Jesus, und seine Kraft, er erwartet das Vertrauen auf ihn und seinen heilenden Willen. Und in diesem Vertrauen, in diesem Glauben kommt der Vater ja auch zu Jesus, wohl wissend, wie schwach und ungenügend er darin ist. So

sollen, so können auch wir zu Jesus gehen: Ich glaube, Herr, an dich, hilf meinem schwachen Glauben.

So ist christlicher Glaube ganz wesentlich „das Finden eines Du, das mich trägt“ (Josef Ratzinger), auf das ich mich verlassen, mein Leben bauen kann, ein Du, das mein Leben lang mir nahe, bei mir ist. Und aus dieser Verbundenheit mit Jesus Christus wächst die Kraft, die der Apostel Paulus erfahren und so bekannt hat: *Alles vermag ich durch ihn, Jesus, der mir Kraft gibt* (Phil 4,13).

Am Weihnachtsfest sollten wir bedenken: Es ist dieser Glaube, der alles vermag, der uns Weihnachten geschenkt hat, der uns – aus *der Kraft des Höchsten* – die Geburt des *Sohnes des Höchsten* (Lk 1,32,35) im menschlichen Fleisch, in dem *er unter uns wohnte*, geschenkt hat, so dass *wir seine Herrlichkeit schauen können* (Joh 1,14). Es ist der *Glaube an Gott* der Jungfrau Maria, die in ihrer Bereitschaft aus diesem Glauben das Wunderbare vollbrachte, Mutter Jesu, Mutter *des Sohnes Gottes* (Lk 1,35), zu werden.

Drei Worte der Schrift machen dieses Geheimnis der Allmacht und des Glaubens deutlich. Es genügt, diese drei Worte zu nennen und zu erwägen:

- Das Wort der Allmacht aus dem Munde des Engels Gabriel: *Für Gott ist nichts unmöglich* (Lk 1,37).
- Das Wort des Glaubens aus dem Munde der Elisabeth: Selig bist du, die du geglaubt hast, dass sich erfüllt, was ihr der Herr sagen ließ (Lk 1,45).
- Und das Wort Mariens, ihr Wort der Bereitschaft, das sie aus dem Glauben an Gott und seine Kraft sprach: Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es mir gesagt hast (Lk 1,38).

Weihnachten ist so das Fest des *Alles kann, wer glaubt!* Der Christ kann da nur beten wie der Vater im Evangelium: *Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!*

Liebe Leserinnen und Leser,

passend zur Weihnachtszeit geht **Prof. Dr. Gerd Neuhaus**, Professor für Fundamentaltheologie an der Uni Bochum und Gymnasiallehrer in Duisburg-Hamborn, der Frage des Verhältnisses von Hl. Schrift als Gotteswort im Menschenwort und dem fleischgewordenen Wort Gottes in Jesus von Nazareth nach – eine zugleich auch den interreligiösen Dialog berührende Auseinandersetzung.

Eine sehr konkrete Hilfe für die Taufpastoral bietet **Pfarrer Gereon Alter** aus dem Bistum Essen, der einen von ihm entworfenen Patenbrief zur Verfügung stellt, den er den Eltern des Täuflings schon vor dem ersten Taufgespräch für die künftigen – vielleicht sogar noch zu suchenden – Paten an die Hand gibt.

Von der Seelsorge an schwerst mehrfach behinderten blinden Kindern, die das eigene Dasein ebenso wie den Glauben des Seelsorgers bzw. der Seelsorgerin herausfordern, berichtet Pastoralreferent **Herbert Greif**, Blinden- und Sehbehindertenseelsorger im Bistum Aachen.

Norbert Bauer, Pastoralreferent in einer Kölner Innenstadtpfarrei, gibt nach vier Jahren seine Mitarbeit in einem entsprechenden Forum im Rahmen einer Offenen Tür seine persönlichen Erfahrungen aus dem interreligiösen Dialog wieder.

Der letzte Beitrag zweier diplomierter Absolventen des Studiums der Praktischen Theologie an der KFH Mainz, die beide Erfahrung in der Begleitung von Leitbildprozessen mitbringen, **Markus Teinert** und **Br. Michael Ruedin FFSC**, fragt nach den notwendigen Implikationen, wenn ein Leitbild erstellt und erfolgreich umgesetzt werden soll statt wieder in der Schublade zu landen. Wertvolle Hinweise für alle, die 2008 in dieser Richtung Schritte unternehmen wollen.

Zuvor kommt aber noch Weihnachten.

Mit der Betrachtung auf der Schlussseite wünsche ich Ihnen gesegnete und lebensstärkende Festtage

Ihr



Gunther Fleischer

Das eine Wort Gottes ...

... und die Vielfalt seiner geschichtlichen Ausdrucksgestalten

1. Gottes Ja zu seiner Schöpfung als „letztes Wort“

Wie verhält sich die Einheit der göttlichen Offenbarung zur Vielfalt ihrer geschichtlichen Artikulationsformen? Und in welchem Sinne kann von einem „letzten Wort“ Gottes gesprochen werden, welches nicht mehr überboten werden kann? In christologischer Hinsicht hat uns die genannte Problemstellung bereits an früherer Stelle beschäftigt.¹ Wir haben uns dabei am Beispiel eines ehelichen Treueversprechens orientiert. Denn nicht zufällig wird das Verhältnis Gottes zu seinem Volk biblisch immer wieder am Beispiel eines Ehebundes zur Sprache gebracht. Und wir haben festgestellt: In einem bestimmten Sinne ist das eheliche Treueversprechen ein „letztes Wort“, obwohl es am Anfang des Ehebundes steht. Damit ist natürlich nicht gemeint, dass die solcherart beginnende Ehe in einem lebenslänglichen Sich-Anschweigen besteht. Denn rein numerisch handelt es sich hier um ein erstes Wort, dem hoffentlich noch viele andere folgen. Und trotzdem hat es qualitativ den Status eines letzten Wortes, wenn wir es im Sinne von *Letztgültigkeit* verstehen: Es kann durch nichts mehr überboten werden, denn alles, was im Laufe des folgenden Zusammenlebens einander in einer Haltung der Liebe gesagt wird, ist nur die inhaltliche Explikation dessen, was in besagtem Treueversprechen ungewusst impliziert war.

Denn Eheleute wissen im Moment des Eheversprechens nicht, wozu sie im einzelnen „ja“ sagen, wenn sie einander die Treue in guten wie in schlechten Tagen versprechen. Dies erfahren sie erst in der Retro-

spektive. Was also in der einen Richtung eine Explikation des Treueversprechens ist, bedeutet in der anderen Richtung ein vertiefendes Wahrnehmen und Verstehen dieses Treueversprechens.

Im gleichen Sinne gilt: Nicht erst in Jesus Christus, sondern im liebenden Ja Gottes zu seiner Schöpfung, spätestens aber im Noahbund, ist „alles“ gesagt. Darum ist die Geschichte Gottes mit den Menschen eine geschichtliche Explikation dieses „Alles“. Damit ist die stets neue Gestalt, in der Gott sich offenbarungsgeschichtlich jeweils zu Wort meldet, als die geschichtlich sich konkretisierende Wortgestalt einer Treue zu bestimmen, die sich letztgültig bereits am Anfang ausgesprochen hat.

2. Jesus – nur eine Explikationsgestalt des Gotteswortes unter vielen?

Bis hierhin ist die diejenige Gestalt des göttlichen Wortes, die uns in Jesus Christus gegeben ist, nur als eine unter vielen solcher Explikationsgestalten zu begreifen, und zwar zunächst einmal durchaus zu Recht: Mit der Feststellung, Jesus verkünde, was seit Anbeginn der Welt verborgen sei, stellt der Evangelist Matthäus das Leben und die Botschaft Jesu im genannten Sinne als Explikationsgeschehen vor. Das gleiche geschieht, wenn das nizäanische Glaubensbekenntnis im Anschluss an den Johannesprolog Jesus als die Inkarnation jenes welter-schaffenden Logos bestimmt, welcher von Ewigkeit her bei Gott ist.

Andererseits mag der Eindruck eines kirchlichen Zurückfalls hinter diese Aussage entstehen, wenn die Kirche die Letztgültigkeit der göttlichen Treuezusage weder im Akt der Schöpfung noch in Gottes Bund mit Noah, sondern in Jesus Christus erkennt. Denn in der Dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung „Dei Verbum“ (= DV) stellt das II. Vaticanum in Anlehnung an den Hebräerbrief fest: „Nachdem Gott viele Male und auf viele Weisen durch die Propheten gesprochen hatte, hat er zuletzt in diesen Tagen zu uns

gesprochen im Sohn (Hebr 1,1–2)“ (DV 4). Von diesem „letzten Wort“ Gottes gilt, dass es „die Wahrheit der Offenbarung erfüllt und abschließt“ (ebd.), wobei der Text Wert darauf legt, dass Letzteres „vor allem aber durch seinen Tod und seine herrliche Auferstehung von den Toten“ und „schließlich durch die Sendung des Geistes“ geschehe (vgl. ebd.). Dies liest sich im Zusammenhang unserer Überlegungen einstweilen so, als ob das letztgültige Treueverhältnis, mit dem Gott sich an den Menschen bindet, erst in Jesus Christus zustandekäme und die bisherige Geschichte der göttlichen Treue eher den Status eines widerruflichen Verlobungsverhältnisses hätte. Wie verhalten sich also die „früheren Worte“ Gottes zu besagtem letzten Wort, das Jesus Christus selbst ist? Was bedeutet der Satz „Gott sprach“ im Alten Testament, wenn Gottes Wort seine Erfüllung in Jesus Christus findet?

Diese Frage kann nur beantwortet werden, wenn wir uns zuallererst darauf besinnen, in welchem Sinne die Bibel für den Christen als Wort Gottes gelten kann.

3. Gotteswort im Menschenwort – zum Schriftverständnis der Bibel

Im Schriftverständnis von Bibel und Koran gibt es einen fundamentalen Unterschied, auf den seinerzeit der katholische Theologe und Islam-Forscher Hans Zirker aufmerksam gemacht hat.² Das im Koran gegebene Wort Gottes wird bezeugt mit der Aufforderung: „Sprich!“ Mohammed tritt hier nicht als Verkünder des an ihn ergehenden Gotteswortes auf, sondern als dessen Adressat. Der Leser des Koran wird dabei in diese Anrede hineingenommen und erfährt das göttliche Wort in der Gestalt, in der es Mohammed zuteil geworden ist. Erst in dieser Hineinnahme des Lesers in die erfahrene Anrede wird Mohammed zum Verkünder. Anders verhält es sich mit der Botschaft biblischer Propheten. Diese bezeugen das Wort Gottes ausdrücklich im Modus der *Wiedergabe*: Es ist zunächst dem Propheten zuteil geworden, der es *dann* verkündet.

Darum flechtet der Prophet in die von ihm verkündete Botschaft immer wieder die Feststellung „Wort Gottes“ ein.

Daraus ergeben sich fundamentale Unterschiede im Schriftverständnis von Islam und Christentum. Hans Zirker hat in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, dass der Begriff eines fundamentalistischen Islam einen Pleonasmus darstelle.³ Denn wenn religiöser Fundamentalismus bedeute, dass der heilige Text eine nicht mehr hinterfragbare Instanz darstelle, dann sei der Islam bereits von seinem Schriftverständnis her fundamentalistisch. Damit will Zirker keinen „bösen“ – d.h. dem Schriftprinzip fundamentalistisch verfallenen – Islam einem „guten“ – und das heißt dann: textkritischen – Christentum gegenüberstellen. Denn wir alle wissen, dass es genauso fundamentalistische Gestalten des Christentums gegeben hat und gibt, wie umgekehrt im Islam durchaus vereinzelte Bemühungen festzustellen sind, den Koran historisch-kritisch zu erforschen. Aber der genannte Schriftfundamentalismus findet doch im Koran selbst einen Anhaltspunkt, den er so in der Bibel nicht hat. Paradoxerweise sind sich Christen und Muslime sogar heute weithin einig darin, dass die Bibel das Wort Gottes im Menschenwort verkündet. Was das heißt, bringt im II. Vatikanum noch einmal die Dogmatische Konstitution „*Dei Verbum*“ zum Ausdruck, wenn sie die „Heilige Schrift beider Testamente“ mit einem Spiegel vergleicht, „in dem die Kirche Gott, von dem sie alles empfängt, auf ihrer irdischen Pilgerschaft anschaut, bis sie hingeführt wird, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen“ (DV 7). Denn ein Spiegel gibt den von ihm reflektierten Gehalt einerseits wieder, verfremdet ihn aber andererseits auch. Dies hat Paulus dazu geführt, die Wahrnehmung des göttlichen Spiegelbildes als ein Medium, in dem wir nur rätselhafte Umrisse sehen, vom wirklichen Schauen abzugrenzen, in dem einst die besagte Wahrnehmung „von Angesicht zu Angesicht“ geschieht (vgl. 1 Kor 13,12). Entsprechend weiß auch der Prophet Jesaja, dass die menschliche Wiedergabe des göttlichen

Wortes dieses zu verfremden droht: „Denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen und lebe mitten in einem Volk mit unreinen Lippen“ (Jes 6,5).

Diese Selbstrelativierung des biblischen Menschenwortes, welches das göttliche Wort nur so bezeugt, dass es dieses auch verfremdet, ist zwischen Bibel und Koran nicht kontrovers, führt aber zu ganz unterschiedlichen Konsequenzen. Denn dass der biblische Text das göttliche Wort verdunkelt, markiert für den Muslim die negative Kontrastfolie, vor der jenes reine Gotteswort hervortritt, das er seinereits im Koran erkennt. Denn dieser überliefert für ihn das Wort Gottes frei von menschlichen Verdunkelungen. Dagegen ist die biblische Tradition bei aller Hochschätzung des Offenbarungsmediums Wort von einer gleichzeitigen prinzipiellen Skepsis ihm gegenüber geprägt. Diese äußert sich im Verbot, den Gottesnamen auszusprechen, weil – wie auf seine Weise auch schon das Märchen vom Rumpelstilzchen weiß – jede Nennung des Namens auch einen Akt der Bemächtigung bedeutet.

4. „Der Buchstabe tötet“ – oder: „Fleisch statt Text“

Der Religionsphilosoph Eckhard Nordhofen hat in mehreren Beiträgen der letzten Jahre die wort- und textkritischen Implikationen zentraler neutestamentlicher Texte auf eine Weise herausgestellt, die einer theologischen Aneignung und Weiterführung bedürfen. So schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2 Kor 3,5). Der „Diener des Neuen Bundes“ sei nämlich ein Diener „nicht des Buchstabens, sondern des Geistes“ (ebd.). Entsprechend soll von der christlichen Gemeinde gelten: „Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern – wie auf Tafeln – in Herzen von Fleisch“ (2 Kor 3,3).

Inwiefern das in Tafeln aus Stein geschriebene Gotteswort tötet, zeigt Nordhofen anhand eines beredten Beispiels aus dem Johannesevangelium: der Perikope von Jesus und der Ehebrecherin (vgl. Joh 8,1–11). Diejenigen, die den Willen Gottes in Schriftform eindeutig zu besitzen meinen, begründen ihre Absicht, die Ehebrecherin zu steinigen, mit dem Satz: „Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen“ (Joh 8,5). Daraufhin spricht Jesus bekanntlich den Satz „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie“ (Joh 8,7) und bremst damit die drohende Mordbereitschaft aus. Nordhofen macht jedoch auf einen anderen Sachverhalt aufmerksam, der in der üblichen Wahrnehmung dieser Perikope in der Regel unter den Tisch fällt und – soweit ich das sehe – auch in der wissenschaftlichen Exegese keine überzeugende Erläuterung gefunden hat: Jesus schreibt mit dem Finger auf die Erde. Dies ist jedoch dem Verfasser des Johannesevangeliums so wichtig, dass er diesen Sachverhalt gleich zweimal erwähnt (vgl. Joh 8,6.8). Die von Nordhofen vorgeschlagene Deutung ist frappierend einfach: Der in den staubigen Boden geschriebene Text kann nicht in Besitz genommen werden. Nur als Verwehendes ist die Unverfügbarkeit des göttlichen Wortes gewahrt, das schon am Anfang war (vgl. Joh 1,1 f). Nordhofen bezieht sich dabei auf die inspirierende Darstellung, die diese Szene durch den holländischen Maler Pieter Aertsen im Jahr 1559 gefunden hat und die im Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt am Main aufbewahrt wird. Während der biblische Text uns bezeichnenderweise im Unklaren darüber lässt, was Jesus schreibt, lässt Aertsen ihn das hebräische Alphabet in den Staub schreiben. Damit stellt er bildhaft eine Form von Ikonoklasmus der Schrift her und konstruiert eine Parallele zur Zerstörung des goldenen Kalbes (vgl. Ex 31,18–33,6): Genauso wie Mose das goldene Kalb zerstört und zu Staub zerstampft (vgl. Ex 32,20), zerlegt auch Jesus das geschriebene Wort in seine Buchstabenelemente und verwandelt sie in Staub.

Ich weiß nicht, was die wissenschaftliche Exegese zu dieser Auslegung sagt. Ich weiß aber, dass letztere paulinische Intentionen aufgreift, die uns gerade in der Kritik am tötenden Buchstaben begegnet sind. Denn Paulus hat an sich selbst erfahren, wie sehr der Gestus der Bemächtigung, mit dem er das jüdische „Gesetz“ befolgte, innerhalb und außerhalb des Judentums einen Verfeindungszwang implizierte:

„Ihr habt doch gehört, wie ich früher als gesetzestreuer Jude gelebt habe, und wisst, wie maßlos ich die Kirche Gottes verfolgte und zu vernichten suchte. In der Treue zum jüdischen Gesetz übertraf ich die meisten Altersgenossen in meinem Volk, und mit dem größten Eifer setzte ich mich für die Überlieferungen meiner Väter ein“ (Gal 1,13 f).⁵

Damit gesteht Paulus ein, dass seine „Treue zum jüdischen Gesetz“ diejenigen in seine Rivalen verwandelte, welche die gleichen Ziele verfolgten. Umgekehrt wird die „Kirche Gottes“ zu seinem Feind, weil sie den besagten Eifer für das jüdische Gesetz nicht teilt. Gleichzeitig wird auf diese Weise auch verständlich, wie Paulus vom „Fluch des Gesetzes“ (Gal 3,13) sprechen kann. Denn nicht der Gehalt des Gesetzes markiert den besagten Fluch, sondern der besagte Gestus der Bemächtigung, der den aufgezeigten Verfeindungszwang impliziert. Weit entfernt davon, das jüdische Gesetz und den göttlichen Geist gegeneinander auszuspielen, stellt Paulus unmissverständlich fest, „dass das Gesetz selbst vom Geist bestimmt ist“, um sogleich hinzuzufügen: „Ich aber bin Fleisch, das heißt: verkauft an die Sünde“ (Röm 7,14). Er nennt das Gesetz sogar „ohnmächtig durch das Fleisch“ (Röm 8,3). Nicht also dessen Gehalt, sondern der sündige Mensch macht das Gesetz zum Fluch. Wenn nämlich die Sündenfallerzählung die *Erkenntnis* des Guten zum Übel erklärt, dann wird die Wirklichkeit des Guten nicht in Frage gestellt, wohl aber aufgezeigt, wie deren Erkenntnis für den Menschen zur Versuchung gerät, sich über den Anderen zu erheben. Entsprechend macht der Neutestamentler Thomas Söding unter Rückgriff auf die Forschungsergebnisse angelsächsischer

Exegese darauf aufmerksam, dass die paulinische Gesetzeskritik nicht dem Gehalt, sondern der sozialen Ausgrenzungsfunktion des jüdischen Gesetzes gilt.⁶

Ebenfalls wird von hier aus noch einmal verständlich, was bereits an früherer Stelle Gegenstand meiner Überlegungen in dieser Zeitschrift war⁷: Der biblische Monotheismus ist *seiner Intention nach* universal und behauptet die Liebe und das Erbarmen Gottes für alle Menschen. *Seiner Gestalt und Funktion nach* ist er jedoch partikular und mündet faktisch immer wieder in die Verfluchung derer, die sich seinen Intentionen versagen (vgl. etwa die jeweils letzten Verse der Psalmen 50, 104 und 139). Diese Erkenntnis darf jedoch nicht zu seiner Kriminalisierung führen, wie dies in der gegenwärtigen Diskussion immer wieder geschieht.⁸ Zweifellos begegnet im biblischen Monotheismus eine markante Gewaltbereitschaft gegenüber „den anderen“. Dass sie in ihm *offenbar* wird, bedeutet jedoch nicht, dass sie in ihm *begründet* ist, zumal sie seinen Intentionen zutiefst zuwiderläuft. Dies zeigt sich vor allem darin, dass diese Gewaltbereitschaft in der Überwindung des religiösen Bewusstseins fortlebt. So haben wir gesehen: Wenn Mozarts Sarastro kurzerhand denen das Menschsein abspricht, die zu dem von ihm geforderten Ethos universaler Vergebungsbereitschaft nicht finden, dann begegnet hier genau die Gewaltaffinität, die gegenwärtig gerne als Ausgeburt des Monotheismus bestimmt wird.⁹ Indem also die Sündenfallerzählung die Erkenntnis des moralisch Guten als Übel bestimmt, klärt sie über eine Gewaltbereitschaft des moralischen Bewusstseins auf, die nicht auf den religiösen Kontext beschränkt bleibt, sondern in seiner Überwindung umso unverstärkter hervortritt. Interessanterweise berührt die in der Sündenfallerzählung liegende Kritik des moralischen Bewusstseins sich aufs engste mit der Moralkritik Nietzsches, welche die Moral als Ausgeburt eines Ressentiments gegenüber „den anderen“ begreift und zu der Feststellung gelangt: „Die Moral selber war der erste Sündenfall: die Moral selber ist die Erbsünde.“¹⁰

Eine solche Bestimmung der Moral als Übel ist freilich selbst ein Akt moralischer Beurteilung. Insofern liegt hier ein sog. „performativer Selbstwiderspruch“ vor, der durch die Hintertür genau jene moralische Bestimmung wieder einführt, der er gerade noch durch die Vordertür eine Abfuhr erteilt hat.¹¹ Doch sieht Nietzsche zu Recht, dass – theologisch formuliert – die Erkenntnis des Guten stets durchmischt ist von der Macht der Sünde.

Diese langen Vorüberlegungen sind nötig, um die Frage beantworten zu können, wie sich Gottes „letztes Wort“, das in Jesus Christus ergangen ist, zu den vielen Worten verhält, in denen Gott sich in der Geschichte Israels bis dahin bekundet hat: Das Menschenwort, in dem das Wort Gottes festgehalten wird, ist nie frei von der Wirklichkeit der Sünde und damit nie frei von jenem Gestus der Bemächtigung, den wir in der Szene von der beabsichtigten Steinigung der Ehebrecherin kennengelernt haben. Das göttliche Wort kommt nur dann frei von Sünde zur Sprache, wenn nicht der Mensch von ihm Besitz ergreift, sondern er sich davon restlos ins Besitz nehmen lässt. Dies kann jedoch nur in einem solchen Menschen restlos geschehen, dessen menschliche Natur – oder johanneisch formuliert: dessen „Fleisch“ –, frei von Sünde ist (vgl. 2 Kor 5,21), so dass es ganz und gar zum Medium wird, in das der göttliche Logos sich inkarniert (vgl. Joh 1,14).

5. „Geist statt Fleisch“

Der verstorbene Innsbrucker Dogmatiker Raymund Schwager hat den skizzierten Sachverhalt zum Anlass genommen, von alttestamentlichen Texten als „Mischtexten“ zu sprechen, in denen die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes so zur Sprache gelange, dass sie eben durchmischt und entstellt bleibe durch denjenigen Gestus der Gewalt, den wir als Logik der Sünde kenntlich gemacht haben.¹² Als Aufgabe einer kritischen Lesart des Alten Testament bezeichnete er dessen interpretierende „Entmischung“.

Eine solche Verhältnisbestimmung des menschgewordenen Logos zum alttestamentlich bezeugten Gotteswort lässt sich angesichts der Gebote politischer Korrektheit, die gerade für eine theologische Verhältnisbestimmung von Christentum und Judentum gelten, unter den gegenwärtigen Bedingungen nur schwer vorurteilsfrei diskutieren. Denn in der Tat nimmt für den Christen in Jesus Christus dasjenige göttliche Wort, dessen geschichtliche Überlieferung im Alten Testament immer auch durch die Macht der Sünde entstellt ist, ohne sündhafte Entstellung Menschengestalt an. Insofern wird in Jesus Christus manifest, was bis dahin verhüllt war. Wer theologische Aussagen auf antijüdische Einstellungen hin untersucht, wird hier sofort fündig werden, denn in der Tat wird hier das Verhältnis zwischen Jesus Christus und dem Alten Testament im Rahmen eines „Überbietungsmodells“ bestimmt, dem schnell unterstellt wird, dass es den „niemals gekündigten Bund“ mit dem jüdischen Gottesvolk leugne und die theologische Würde Israels raube.¹³ Freilich muss deutlicher, als dies bei Schwager geschieht, gesagt werden, dass der Bemächtigungsgestus des Menschenwortes kein Spezifikum des Alten Testamentes darstellt, sondern in der neutestamentlichen Verkündigung Jesu als des Christus fortlebt. In diesem Sinne spricht „Dei Verbum“ nicht nur vom alttestamentlichen, sondern auch vom neutestamentlichen Gotteswort als einem Spiegel. Und wenn Paulus die christliche Gemeinde als den leibhaftigen Brief Christi bestimmt, der nicht mit Tinte geschrieben sei, dann trifft er diese Feststellung dennoch mit Tinte. Wenn also das Christentum bekennt, das in Jesus Christus das göttliche Wort ohne Beimischung von Sünde Menschengestalt angenommen habe, dann ist denen gegenüber, die sogleich mit dem Antijudaismusvorwurf bei der Hand sind, dreierlei klarzustellen:

Dieses Bekenntnis gilt einem Menschen, der seiner religiösen Identität nach kein Christ, sondern ein Jude war. Insofern ist es bereits im Ansatz verfehlt, Jesus Christus triumphalistisch gegenüber dem Judentum herauszukehren.

Genauso wie die Gewaltaffinität, die im alttestamentlichen Monotheismus offenbar wird, nicht in diesem begründet ist, so gilt auch: Der usurpatorische Zug, den wir als Logik der Sünde bestimmt haben, wird zwar in der alttestamentlichen Gestalt des Gotteswortes offenbar, ist aber nicht in ihm begründet. Vielmehr konfrontiert uns die Sündenfallerzählung mit dem Sündenfall *des Menschen*, nicht einem etwaigen Sündenfall Israels. Darum muss ganz lapidar hinzugefügt werden: Insofern das Volk Israel aus Menschen besteht, wird es von der Macht der Sünde nicht verschont. Dies hat weitreichende Konsequenzen für die Wahrnehmung des Kreuzestodes Jesu. Dass diejenigen, die in der Logik der Sünde leben, denjenigen, der ohne Sünde ist, töten, bringt eine menschliche, keine jüdische Verhaltensform zum Ausdruck: Diejenigen, die in der Logik der Gewalt leben, können nur so an ihrer bisherigen Identität festhalten, dass ihre Gewalt sich nun gegen denjenigen richtet, der sie aufdeckt. Insofern die Menschen, denen gegenüber Jesus als Inkarnation des göttlichen Wortes auftrat, jedoch Juden waren, wird diese menschliche Gewaltneigung freilich im Judentum offenbar.

Weil diese Gewaltneigung den Menschen überhaupt bestimmt, ist wiederum das Bekenntnis zu Jesus Christus nicht frei von demjenigen Gestus der Bemächtigung, der Schwager dazu veranlasst hat, alttestamentliche Texte als Mischtexte zu bezeichnen. Auch neutestamentliche Texte müssen in diesem Sinne als Mischtexte gelten.

Letzteres wird bereits in den Evangelien deutlich. In der Szene von der Verklärung Jesu will Petrus für Jesus eine „Hütte bauen“ (vgl. Mt 17,4 par). Und als Jesus von seinem bevorstehenden gewaltsamen Tod spricht, will ausgerechnet Petrus ihn nicht hergeben und muss sich gefallen lassen, von Jesus als „Satan“ bezeichnet zu werden (vgl. Mk 8,32f. par). Und wiederum ist es Petrus, der zum Schwert greift, als Jesus gefangen genommen wird, und einem römischen Soldaten das Ohr abschlägt (vgl. Joh 18,10).

So findet auch der Eifer für das Gesetz, von dem Paulus berichtet und der ihn in ein

Verhältnis der Rivalisierung zu seinen Altersgenossen brachte, seine Parallele darin, wie die Jünger in der Nachfolge Jesu wetteifern: Sie streiten sich, wer von ihnen der Größte sei (vgl. Mk 9,33–37 par), und als Jakobus und Johannes wünschen, im Gottesreich die Ehrenplätze zur Rechten Jesu einnehmen zu dürfen, werden „die zehn anderen Jünger [...] sehr ärgerlich über Jakobus und Johannes“ (vgl. Mk 10,35–45). Noch heftiger tritt der Bemächtigungsgestus gegenüber Jesus dort hervor, wo die Jünger auf jemanden stoßen, der unter Berufung auf Jesus Wunder tut, den sie aber an seinem Handeln zu hindern versuchen, weil er sich ihnen nicht unterwirft.¹⁴

Zwar überwindet die Fleischwerdung des göttlichen Wortes die Gewaltneigung, die dem Bemächtigungsgestus des Menschenwortes eigen ist. Insofern drückt die Formel „Fleisch statt Text“ jene Wahrheit aus, die in Jesus Christus gegeben ist. Weil aber auch die menschliche Wahrnehmung dieser Wahrheit nicht frei von der genannten usurpatorischen Neigung ist, setzt das Johannesevangelium besagte Formel mit „Geist statt Fleisch“ fort: „Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch nützt nichts“ (Joh 6,62). Während der in den Staub des Tempels schreibende Jesus einen Ikonoklasmus der Schrift betreibt, wird „Christi Himmelfahrt“ zu einem Ikonoklasmus des Fleisches: „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen“ (Joh 16,7). Was hier mit „Beistand“ übersetzt wird, ist der „Paraklet“, wörtlich der „Tröster“ bzw. der „Verteidiger der Angeklagten“. Mit diesem Begriff wird der von Jesus verheißene Geist als einer vorgestellt, der sich denjenigen Anderen zuwendet, zu deren Lasten Menschen sich des Göttlichen zu bemächtigen versuchen.

6. Zusammenfassung

So bleibt abschließend festzustellen:

Das alttestamentliche Gotteswort bezeugt in immer neuen Explikationsgestalten dieje-

nige Treue Gottes zu seiner Schöpfung, welche sich im Akt der Schöpfung selbst artikuliert und sich im Noahbund erneuert.

Die geschichtliche Überlieferung des Gotteswortes im Menschenwort ist stets durchmischt mit einer menschlichen Neigung zur Bemächtigung – theologisch gesprochen: mit der Macht der Sünde.

Überwunden ist die besagte Durchmischung des göttlichen Wortes erst in demjenigen Menschen, dessen „Fleisch“ frei von dieser Macht ist und darum ganz und gar zum leibhaftigen Medium des göttlichen Wortes werden kann.

Die geschichtlichen Zeugnisgestalten, welche der menschengewordene Logos in der Heiligen Schrift und der kirchlichen Tradition gefunden hat, sind wiederum durch das Medium des Menschenwortes geprägt. Insofern führt die kirchliche Tradition nicht über Jesus Christus hinaus, sondern auf ihn hin und in ihn hinein.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. dazu meinen Beitrag: Mittler oder Fülle der Offenbarung? – Der christliche Offenbarungsanspruch zwischen Verkündigungsauftrag und interreligiösem Dialog, in: Pastoralblatt 2/2006, 45–49.
- ² Vgl. dazu H. Zirker: Christentum und Islam. Theologische Verwandtschaft und Konkurrenz. Düsseldorf 1989, 82 f.
- ³ „In dieser Hinsicht trägt der Islam insgesamt seinem dominierenden Selbstverständnis nach bereits ‚fundamentalistische‘ Züge. Dann aber ist es fragwürdig, darüber hinaus noch eigens von ‚muslimischen Fundamentalisten‘ zu reden“ (H. Zirker: Geschichtliche Offenbarung und Endgültigkeitsansprüche. Voraussetzungen des Fundamentalismus in Christentum und Islam, in: J. Werbick [Hg.]: Offenbarungsanspruch und fundamentalistische Versuchung. Freiburg/Br. u.a. 1991, 161–186, 173).
- ⁴ Ich beziehe mich im Folgenden vor allem auf E. Nordhofen: Ein Fest des Fleisches. Über die

Schrift in der Religion, den Menschen als Gottesmedium und einen Jesus, der mit dem Finger Gottes schreibt, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 21.12.2003, 13; vgl. dazu auch ders.: Die Zukunft des Monotheismus, in: Merkur 53 (1999), 628–846.

- ⁵ Vgl. auch Phil 3,5 f. „Ich [...] lebte als Pharisäer nach dem Gesetz, verfolgte voll Eifer die Kirche und war untadelig in der Gerechtigkeit, wie sie das Gesetz vorschreibt.“
- ⁶ Vgl. den entsprechenden Hinweis in: Th. Söding, „... die Wurzel trägt dich“ (Röm 11,18). Methodische und hermeneutische Konsequenzen des jüdisch-christlichen Dialoges in der neutestamentlichen Exegese, in: P. Hünemann/Th. Söding (Hg.): Methodische Erneuerung der Theologie. Konsequenzen der wieder entdeckten jüdisch-christlichen Gemeinsamkeiten. Freiburg/Br. u.a. 2003, 35–70, 56. Söding bezieht sich hier auf J.D.G. Dunn, der die paulinische Kritik am jüdischen Gesetz auf dessen Funktion als „identity marker“ des Judentums bezieht.
- ⁷ Vgl. dazu G. Neuhaus: Mittler oder Fülle der Offenbarung, 44–49.
- ⁸ Hier sei nur verwiesen auf die „Klassiker“ der Monotheismuskritik: O. Marquard: Lob des Polytheismus, in: ders.: Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien, Stuttgart 1981, 91–116; J.F. Lyotard: La condition postmoderne. Rapport sur le savoir. Paris 1979; dt.: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Bremen 1982; J. Assmann: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur. Frankfurt/M. 22000; ders.: Die Mosaische Unterscheidung oder der Preis des Monotheismus. München–Wien 2003.
- ⁹ Vgl. Mittler oder Fülle der Offenbarung, 46.
- ¹⁰ F. Nietzsche: Fragment 135 [1], in: ders.: Kritische Studienausgabe. Hrsg. G. Colli und M. Montinari. München 1988, Bd. 10, 69.
- ¹¹ Vgl. dazu G. Neuhaus: Übermensch oder wahrer Mensch? Ein christologischer Versuch im Ausgang von Friedrich Nietzsche, in: ZfkTH 127 (2005), 391–414.
- ¹² Vgl. R. Schwager: Biblische Texte als „Mischtexte“. Das hermeneutisch-spirituelle Programm der Entmischung, in: KatBl 119 (1994), 698–703.
- ¹³ Vgl. die umgehende Erwiderung durch P. Fiedler: Dramatische Theologie – Drama christlicher Judenfeindschaft. Erwiderung auf R. Schwagers Beitrag „Biblische Texte als Mischtexte“. in: KatBl 10/94; vgl. auch die kritische Auseinandersetzung mit R. Schwager und meiner Position in: B. Grümme: Die gegenwärtige Systematische Theologie und das Judentum, in: Freiburger Rundbrief. Neue Folge. Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung, 4/2003, 264–273.
- ¹⁴ „Und wir versuchten, ihn daran zu hindern, weil er uns [!] nicht nachfolgt“ (Mk 9,38).

Der Patenbrief

Ein kleiner Baustein für die Praxis

Im Rahmen des Erwachsenenkatechumenates und bei der Taufvorbereitung für Kinder im Schul- und Vorschulalter spielen sie längst wieder jene wichtige Rolle, die sie schon in der frühen Kirche spielten: die Patin und der Pate des Taufbewerbers. Mit oft beeindruckendem Engagement unterstützen sie den Seelsorger und die Katecheten darin, den Bewerber in das Christsein einzuführen. Nicht wenige von ihnen kommen dabei auch ihrem eigenen Glaubensweg wieder neu auf die Spur.

Wie anders sieht das dagegen oft bei der Taufe von Kleinkindern aus: Manchmal wissen die Eltern gar nicht so recht, wen sie als Paten wählen sollen und was genau dessen Aufgabe ist. (Groß-)elterliche Erwartungen, familienparitätische Überlegungen und geschenkpolitische Erwägungen drängen sich dann schnell in den Vordergrund und verdunkeln den eigentlichen Sinn des Patenamtes. Die Paten selbst treten häufig erst bei der Tauffeier mit der aufnehmenden Gemeinde und ihrem Seelsorger in Kontakt und werden danach mit ihrer Aufgabe allein gelassen.

Das alles geschieht in der Regel nicht aufgrund von Gleichgültigkeit und Desinteresse, sondern eher aus Unwissenheit und mangelnder Aufmerksamkeit. Sobald man den Eltern vom Ursprung des Patenamtes erzählt und davon, was es heute bedeuten kann, hören sie mit großem Interesse zu und entwickeln schnell auch eigene Vorstellungen dazu. Auch die Paten selbst sind dankbar für jede Orientierung, die man ihnen im Vorfeld der Tauffeier gibt. – Wie aber ins Gespräch mit ihnen kommen?

Als eine Möglichkeit der Kontaktaufnahme hat sich der folgende „Patenbrief“ bewährt. In unserer Gemeinde wird er den Eltern übergeben, sobald sie zur Anmeldung der

Taufe ins Pfarrbüro kommen. So haben sie schon vor dem Taufgespräch Zeit, ihn zunächst einmal selber zu lesen und dann an die (möglicherweise mit seiner Hilfe ausgewählten) Paten weiterzugeben. Ein erstes Band zwischen Gemeinde, Eltern und Paten ist damit geknüpft.

Der Inhalt des Briefes kann als Ausgangspunkt für das nun folgende Taufgespräch dienen. Die Frage, ob denn die Paten wohl auch dazu kommen könnten, trifft dann zumeist auf offene Ohren – sofern die Paten ihr Interesse nicht ohnehin schon bekundet haben.

Manchmal melden sie sich allerdings auch erst nach der Taufe – sei es, um sich „nur“ für den freundlichen Brief zu bedanken; sei es, um eine Rückmeldung auf die Tauffeier zu geben; oder sei es – und auch das geschieht gar nicht so selten – um in dieser oder jener Form Kontakt mit der Gemeinde aufzunehmen.

Wichtig scheint mir in diesem Zusammenhang zu sein, den Paten mit einer großen Offenheit zu begegnen und es ihnen zu überlassen, wie viel von der ihnen entgegengestreckten Hand sie ergreifen wollen. Der Brief an die Paten sollte also nicht als ein Rekrutierungsmittel für die Gemeindegarbeit Verwendung finden. Das Pate-Werden und Pate-Sein trägt seinen Sinn in sich allein.

Hier nun der Text des Patenbriefes:

*Liebe Patin, lieber Pate,
mit Ihnen verwandte oder befreundete Eltern haben Sie gefragt, ob Sie bei der Taufe ihres Kindes das Patenamt übernehmen würden. Vielleicht fragen Sie sich nun, was denn das genau bedeutet.*

Zunächst einmal ist es ein Zeichen dafür, dass die Eltern Ihnen vertrauen. Sie wünschen, dass auch Sie für ihr Kind da sind. Ihre Art mit Kindern umzugehen, Ihre Art zu leben und von Ihrem Leben zu erzählen und auch Ihre Art von Gott zu sprechen, werden die Eltern bewogen haben, gerade Sie auf das Patenamt anzusprechen.

Die Eltern trauen Ihnen zu, ein guter Begleiter für ihr Kind zu sein. Das wird morgen anders aussehen als übermorgen. Ein Kleinkind braucht eine andere Unterstützung als ein Schulkind, und eine Pubertierende stellt andere Fragen als ein erwachsener Mensch. Immer aber sollte es darum gehen, Ihr Patenkind zu einem hoffnungsfrohen, eigenständigen und hilfsbereiten Menschen werden zu lassen.

In der Feier der Taufe bringen wir das mit einem wunderschönen Zeichen zum Ausdruck. Gleich nachdem das Kind getauft worden ist, wird es mit einem wohlriechenden Öl „zum Priester, König und Profeten“ gesalbt. Ein „priesterlicher Mensch“ ist jemand, der sich von Gott getragen weiß und daher hoffnungsfroh durchs Leben geht. Ein „königlicher Mensch“ ist jemand, der eine Würde besitzt, die ihm niemand nehmen kann. Und ein „profetischer Mensch“ ist jemand, der auszusprechen wagt, was ihn bewegt, und der für andere Menschen Partei ergreift.

So hat Gott sich den Menschen gedacht: priesterlich, königlich und profetisch. Und so hat er sich auch selber gezeigt: in seinem Sohn Jesus von Nazareth, den wir auch Christus (den Gesalbten) nennen. An seinem Leben können wir ablesen, wie unser Leben gelingen kann. Ihn immer mehr kennen zu lernen ist daher das Wichtigste für einen jeden Christen – und damit auch für Sie als Patin oder Pate.

Doch keine Sorge: Sie müssen dafür nicht Theologie studieren. Christus kennen lernen, das geschieht im Alltag. Im Gottesdienst hören wir immer wieder von ihm; am Sonntag, wenn alle zusammen kommen, oder auch in einer kleineren Gruppe. Begleiten Sie Ihr Patenkind doch einmal zu einem Krabbel- oder Kindergartengottesdienst. Sie werden schnell merken, wie leicht es ist, mit Kindern über den Glauben zu sprechen und wie bereichernd das auch für uns Erwachsene ist.

Lassen Sie sich auf die Fragen des Kindes ein, und geben Sie ihm eine ehrliche Antwort – auch und gerade dann, wenn Sie selber Fragen haben. Ein persönliches „Ich habe

es so und so erfahren ...“ oder „Ich hoffe und vertraue darauf ...“ wird den Fragen des Kindes in der Regel gerechter als alles, was man gemeinhin so sagt oder für „die richtige Antwort“ hält. Die meisten Antworten müssen wir ohnehin nicht im Voraus wissen. Sie ergeben sich ganz einfach aus dem Gespräch.

Wenn Sie mögen, können Sie natürlich gelegentlich auch mal wieder zu einem guten Glaubensbuch greifen. „Die Zeit ist reif. Fünf Schritte zu einem neuen Christsein“ von Reinhard Körner könnte ich Ihnen da zum Beispiel empfehlen. Oder auch „Die Bibel für Kinder und alle im Haus. Erzählt und erschlossen von Rainer Oberthür“.

Viel wichtiger aber als Wissen und Worte ist das, was man gar nicht so leicht in Worte fassen kann. Manchmal genügt ein liebevoller Blick, eine Berührung oder auch ein kleines Zeichen, und Ihr Patenkind erlebt: Ich bin ein geliebter und kostbarer Mensch. Gott hat mich gern und meint es gut mit mir. Vielen Eltern und Paten ist es zu einer guten Gewohnheit geworden, dem Kind einen Segen zuzusprechen, etwa bevor es schlafen geht. Sie legen ihm sanft die Hand auf den Kopf oder zeichnen ihm ein kleines Kreuz auf die Stirn und sagen dazu „Gott segne dich!“ oder auch „Gott hat dich lieb!“.

Womöglich klingt all das noch relativ neu für Sie. Lassen Sie sich nicht entmutigen! Sie stehen ja erst am Anfang des Weges und haben ein Leben lang Zeit dafür; in Ihr Patenamnt hineinzuwachsen. Außerdem stehen Sie mit ihrer Aufgabe nicht alleine da. Sie begleiten das Kind ja im Zusammenspiel mit seinen Eltern, einem weiteren Paten vielleicht und auch mit der Gemeinde, in die es hineingetauft wird.

Dort übrigens, in der Gemeinde, ist das Patenamnt entstanden – in einer Zeit, in der vor allem erwachsene Menschen um das Sakrament der Taufe baten. Die Gemeinde stellte diesen Taufbewerbern einen bereits getauften und mit dem Gemeindeleben vertrauten Christen zur Seite, um ihnen das Einleben in die Gemeinschaft der Glaubenden zu erleichtern. Der Taufpate kam also – bildlich gesprochen – aus der Mitte der

Gemeinde und hatte die Aufgabe, den Neuen die Türen zu öffnen.

Vielleicht ist das ja auch ein Bild für Sie: der Pate als Türöffner und Wegbereiter. Selbst wenn Sie nicht zur selben Gemeinde gehören wie Ihr Patenkind, können Sie ihm Türen zur Gemeinschaft der Glaubenden öffnen und ihm helfen, seinen persönlichen Glaubensweg zu finden.

Beides ist wichtig. Christ sein können wir nicht allein. Wir brauchen die Gemeinschaft der anderen, um unseren Glauben leben, vertiefen und feiern zu können. Ohne sie hätten wir unseren Glauben gar nicht. Und dennoch ist der Weg eines Christen immer auch ein ganz persönlicher Weg. So unverwechselbar und einzigartig ein jeder und eine jede von uns ist, so unverwechselbar und einzigartig sind auch unsere Wege mit Gott.

Als Pastor der Gemeinde St. N.N. wünsche ich Ihnen von Herzen, dass Sie Ihren Weg finden: Ihren ganz persönlichen Weg mit Gott, Ihren Weg als Patin oder Pate und – wenn Sie mögen – auch Ihren Weg in unserer (oder eine anderen) Gemeinde.

Scheuen Sie sich nicht, uns anzusprechen, wenn wir irgendetwas für Sie tun können. Oder kommen Sie doch einfach mal so vorbei und erzählen Sie uns, was Sie so alles mit Ihrem Patenkind erleben. Wir sind gerne für Sie da. Am einfachsten erreichen Sie uns über das Pfarrbüro unter der Telefonnummer [...] oder auch sonntags nach dem Gottesdienst.

Im Namen unserer ganzen Gemeinde gratuliere ich Ihnen zu Ihrem neuen Amt und wünsche Ihnen viel Freude mit Ihrem Patenkind. Gott segne und begleite Sie!

Ihr Pastor

Georg Altus

Herbert Greif

Seelsorge ohne Worte ...

... eine neue pastorale Herausforderung

Die Suche nach der Würde von nicht-sprechenden schwerst mehrfach-behinderten blinden Kindern

1. Ein heilsamer Prozess – für wen?

Wer als Seelsorger mit schwerst mehrfach-behinderten blinden Menschen in Berührung kommen will, wird – oft unausgesprochen – den inneren Ruf vernehmen „Zurück zur Basis“. Die Seelsorge für Menschen mit Behinderung, die sich als „heilende Begleitung der Menschen in ihren Lebensnöten“¹ versteht, wird den Alltag der Menschen als unverzichtbare Basis in jede Bemühung um Kontakt einbeziehen. Ja, diese Seelsorge geschieht nicht mehr von der Predigtkanzel her, sondern vom Versuch, mit den betroffenen Menschen in Kontakt zu treten.

Es wäre unredlich, wenn ich bei meinen vielfältigen „ersten“ Kontaktversuchen meine eigene Hilflosigkeit, Ablehnung, Aggression, ja Sprachlosigkeit verschweigen würde. Es war ein dreijähriger Prozess, um meine Hilfsbedürftigkeit und meine Grenzen wahrzunehmen und meine Unsicherheit zu „verdauen“, aber auch meine Fähigkeiten² im Umgang mit schwerst mehrfach-behinderten blinden Menschen zu entdecken, um beide Aspekte meiner Persönlichkeit letztendlich hier „outen“ zu können.

Ich rede bewusst vom „Versuch“. Vieles innerhalb der Kommunikation zwischen den schwerst mehrfach-behinderten Menschen und den betreuenden und begleitenden Personen (medizinische, therapeutische und pädagogische Fachkräfte, die Eltern, die Seelsorger[innen], usw.) läuft nach dem

Prinzip von „Versuch und Irrtum“. Glück-lich, wer es wagt, zu experimentieren und den Mut hat, Fehler zu machen, und die Freiheit, Wiederholungen, Rückschritte, Neuanfänge zuzulassen. Ein Umkehrprozess findet statt: Die Betroffenen sind auf einmal die Lehrer, die Vertreter der Kirche drücke die Schulbank und lernen neu, ihr pastorales Handeln als eine „Seelsorge ohne Worte“ zu buchstabieren.

2. Die Bedrohlichkeit und Liebenswürdigkeit der nichtsprechenden Mitmenschen

Anfangs bot sich mir ein schreckliches Bild: Menschliche hilflose Wesen, die verkrümmt, regungslos, ohne mich wahrzunehmen, ohne für mich erkennbare Bedürfnis-äußerung, oder zappelnd, wippend, mit undefinierbaren Tönen, in sich selbst versunken in ihren Rollbetten oder auf kissen-ähnlichen Unterlagen irgendwo im Raum herumlagen. Natürlich war es mein Erschrecken in mir, was sich regte. Aber dieser Schock am Anfang war der Auftakt zu meinem persönlichen Lernprozess mit dem Ergebnis, die Sprachlosigkeit der Betroffenen und meine eigene Sprachlosigkeit mit ihren Grenzen und Chancen anzunehmen. Ähnlich dem Trauerprozess durchlief ich als gottgläubiger relativ gesunder Mensch die Phasen: – Schock, dass Gott so etwas zulässt, – Ablehnung dieser unwürdigen Art: so leben zu müssen, – Aggression auf diesen Gott, der nicht eingreift und dieses Leben „heil“ macht, – Resignation und Zweifel, ob ich diesem Gott überhaupt trauen will, – mich neu auf die Suche begeben, um dieses Leiden unschuldiger Menschen, zu verstehen, – mich kleinlaut und ehrfürchtig in die Tatsache der Begrenztheit menschlichen Lebens ergeben, – neue Hoffnung schöpfen mit dem Weg einer Seelsorge ohne Worte. Mein Gottesbild wandelt sich. Gott ist ein sprachloser Gott. Er will mit dem Menschen auf einer Augenhöhe „kommunizieren“. Gott selber ist des Menschen bedürftig.³

Wenn ich als Nichtbetroffener schon eine solche Krise durchlaufe, wie viel größer ist die Odysee und Zerreißprobe bei den Angehörigen von behinderten Menschen. Die Mutter eines behinderten Sohnes, der ins Heim gewechselt hat, erfährt ihr schlechtes Gewissen als sehr belastend. Sie erzählt: „Manche meiner Nachbarn haben mir während meiner Krise sehr geholfen. Traf ich einen Mitbewohner im Treppenhaus und er/sie sagte: ‚Wie geht es denn Ihrem Sohn? Er fehlt uns ja richtig. Er hat immer so fröhlich gesungen‘, so freute mich das von ganzem Herzen. Ich konnte meinen Sohn wieder so sehen, wie er ist: ein fröhlicher junger Mann. Seine Defizite und die seiner Mit-Heimbewohner verloren an Bedrohlichkeit. Sie sind behindert und auf ihre Art liebenswerte Menschen.“⁴

3. Das Ermutigen zur Langsamkeit und Bescheidenheit

Die Erfolglosigkeit meiner Versuche, mit herkömmlichen Mitteln mit den schwerst mehrfachbehinderten Menschen in Kontakt zu treten, lehrte mich den Mut zur Langsamkeit.⁵ Ich hatte Worte, Lieder, Gebete, Bilder und Ideen im Kopf. Leider wurde ich zurückverwiesen auf existentielle Grundbedürfnisse wie Essen oder nicht, Trinken oder nicht, Schlucken oder nicht, sich bewegen oder nicht, Töne rauslassen oder nicht, Einnässen, Einkoten, Sabbern. Langsam lernte ich wahrzunehmen, das Menschenkind zu beobachten und zu beachten. Erst als ich meine Hilflosigkeit zugab und mir kollegiale Hilfe holte, änderte sich mein Schicksal. Ich gestand mir ein, dass ich ohne die Bezugspersonen nichts ausrichten konnte! Die Kraft dazu gab mir mein Vertrauen darauf, dass ich selber gar nicht viel ausrichten kann, sondern dass hier und jetzt Jesus und Gott selber gefragt sind. Wer soll es schon richten, gerade machen, heilen, wenn nicht Gott selber!

Eine Kollegin berichtete mir von einem *Fingerkreuz aus Holz*, das Personen mit spastischer Lähmung sehr gut mit ihren

Fingern halten können. Offiziell besuchte ich die Wohn- und Förderstätte für schwerst mehrfachbehinderte blinde Erwachsene in Düren beim Sommerfest im Sommer 2004. Ich hatte schon auf einer Wohngruppe hospitiert, aber ich hatte nicht viele Namen behalten. Ich stellte fest, dass ich auf dem Sommerfest der einzige Besucher von außerhalb war. Ich lernte einen Mitarbeiter der Kreativwerkstatt kennen. Wir waren uns auf Anhieb sympathisch. Es entstand die Idee, ein Begegnungsprojekt mit den Jugendlichen der katholischen Pfarre zu starten. Zuerst warb ich für die Produktion von kleinen Fingerkreuzen aus Holz. Die Mitarbeiter schnitten die Formen aus, und die Menschen mit Schwerstbehinderung schmirlen sie. Eines Tages im Herbst steckte ich mir ein Fingerkreuz in die Hosentasche, um bei meinen Besuchen mich immer wieder zu vergewissern, dass nicht „Ich“, sondern „Jesus“ in Kontakt kommen will mit diesen Menschen. Das hat mich sehr entlastet von meinem Erfolgs- und Leistungsdruck.

Weil die Menschen mit Mehrfachbehinderung nicht sprechen und nicht selbständig auf andere zugehen können, entstand die Idee, über längere Zeit etwas gemeinsam zu werken, d.h. etwas Praktisches im gemeinsamen Raum zu machen. So haben drei Jugendliche aus der Pfarre mit drei schwerst mehrfachbehinderten jungen Erwachsenen einen Spielstisch aus Holz für das katholische Jugendheim hergestellt. Zwischendurch lud man sich zu Begegnungen ein. Diese erste handwerkliche Kontakt-Aktion dauerte ein Jahr. Der Tisch steht heute im Jugendheim. Im zweiten Jahr entstand ein menschengroßer Elefant aus Holz und Pappmachee auf Rädern, der bald in der Wohn- und Förderstätte feierlich eingeweiht wird. Nach einiger Zeit merkte man die Veränderung bei den Menschen mit Behinderung: Sie warteten schon mit freudiger Spannung auf diesen Termin einmal in der Woche. Und die Veränderung bei den Jugendlichen aus der Pfarre: Sie begrüßten und erzählten mit den behinderten Menschen, die keine Antwort geben konnten, und kleine Berührungen fanden statt.

4. Der Sprachlosigkeit Raum geben

Seelsorge ohne Worte heißt, auf gewohnte Praktiken verzichten lernen. Und das ist zunächst schwer, besonders wenn noch keine Alternative in Sicht ist. Wichtig auf diesem Weg zur Alternative war, dass ich schmerzhaft lernte, zuzugeben, dass ich selber sprachlos bin. Ganz leicht ums Herz wurde mir, als ich feststellte, dass Gott selber sprachlos ist. Anfangs habe ich ihn verantwortlich gemacht für dieses Elend und das Leid dieser Menschen. Auf eine Augenhöhe mit den schwerst mehrfachbehinderten Menschen kommen, ist ein Prozess des Bückens, des Sich-Beugens, des sich auf dieselbe Stufe stellen: Ich bin so sprachlos wie du. Gib mir ein Zeichen, wie du fühlst! Lass mich dich ein wenig besser verstehen!

Das Erlebnis mit der *sprechenden Orgel* darf ich Ihnen an dieser Stelle nicht vorenthalten. Im Monat April 2007 feierten wir mit vier Schülern aus der sog. Blindenschule Düren die Erste Heilige Kommunion. Vier Kinder und vier verschiedene Ausdrucksweisen: Fabian, 13 Jahre, blind, nichtsprechend, nach Aussage der Eltern auf dem Entwicklungsstand eines 3 Monate alten Kleinkindes; Katja, 11 Jahre, blind, sehr selbstbezogen, spricht keine Sätze, einige Worte, spricht nur, wenn die Atmosphäre für sie warm ist, fast noch ein Vorschulkind; Fips, 10 Jahre, sehr leise, sehr langsam, sieht etwas mit schräger Kopflage, spricht und hört wie ein Kindergartenkind; Florian, 9 Jahre, blind, ein fast normales Grundschulkind, wenn die Familie sozial intakt wäre, Verhaltensstörungen, aber er spricht und versteht, er betet das Vater unser mit. In der Feier war die Beteiligung aller Anwesenden vorrangiges Ziel und die Frage, wie die verschiedenen Ausdrucksweisen der vier Kinder Raum bekommen könnten. Mit dem Lied „Wir sind Freunde“⁶ wagten wir dies. Alle sangen das Lied. Dann trommelten die Kinder nacheinander den Rhythmus. Dann summten alle das Lied. Dann ahmte die Orgel den Rhythmus und die innere Gefühlslage der vier Kinder nach: Kräftig und rhythmisch für Florian. Erst leise, dann lau-

ter werdend, mit zunehmendem Rhythmus für Katja. Danach ganz zart und leise für Fips. Und zuletzt redete die Orgel für den stummen Fabian – so gewaltig und impulsiv wie seine inneren Gefühle sich auf seinem Gesicht und in der heftigen Bewegung der Hände und Arme widerspiegelten. Ich war überrascht, weil ich diese Emotionen bei Fabian zwar beobachtet, aber bisher nicht für-wahr-genommen hatte. Das heißt, ich wollte diese gefühlsstarke Äußerung dieses schwerstbehinderten Kindes unterdrücken oder besser gesagt die „Rede“ dieses Stummen überhören und stumm halten.⁷

5. Das Ende einer wort-gewaltigen Kirche?

Nonverbale Kommunikation ist „heilsam“. Sie lehrt die Beachtung der Stillen. Die Seelsorge ohne Worte stellt die herkömmliche Vorgehensweise der Verkündigung des Wortes Gottes auf den Kopf. Das Christentum ist vorwiegend eine Vernunftreligion. Die Intellektualität wird mehr betont als die Emotionalität. Die Tradition der römisch-katholischen Kirche betreibt die Glaubensbildung des Gottesvolkes durch das gesprochene Wort, das geschriebene Wort, das gelehrte Wort. Ohne Wort kein Heil. Ohne Lossprechung keine Vergebung. Was mir im Umgang mit den Menschen mit Schwerstbehinderung geblieben ist, ist die Grundaussage des Evangeliums zu reduzieren auf die Einladung, versuche und wage es zu lieben: „Liebe deinen Mitmenschen. Liebe dich selbst. Liebe Gott.“

Ein Jahr lang kam ich regelmäßig zur Blindenschule. Eines Tages – es war im Herbst 2005 – bat mich die Religionslehrerin im Gottesdienst mit ihr rund zu gehen und den schwerst behinderten Schülern den Segen persönlich zuzusprechen. Ich war sehr unsicher. Aus Ehrfurcht vor der Intimität dieser jungen nichtsprechenden Menschen, die ich nicht kannte, wagte ich nicht, sie an der Stirn zu berühren. Ich nahm das Duftöl, fragte die Begleitperson nach dem Namen und machte ein Kreuzzeichen auf die ver-

krümmte Hand eines Schülers im Rollbett. Und siehe da, er lächelte. Da schmolz meine innere Abwehr wie Schnee in praller Sonne.

*Die Seelsorge ohne Worte*⁸ verfügt über keinen Kirchenraum. Die Aula der Schule, der Gruppenraum des Internates oder das Wohnzimmer der Wohngruppe wird hergerichtet für das spirituelle und religiöse Ritual. Die Gottesdienste und Meditationen finden ökumenisch statt. Die Häuser sind allesamt nicht in kirchlicher Trägerschaft. Der Seelsorger ist Gast. Er kann nicht bestimmen, er kann kein Personal einsetzen; ihm bleibt das Bitten um Mithilfe, das Werben für die gute Sache. Die Kirche ist nur noch eine Stimme im Chor des jeweiligen Sozialgefüges. Im alltäglichen und im liturgischen Umgang mit den schwerst mehrfachbehinderten blinden Menschen ist es wesentlich eine Atmosphäre zu schaffen, einen kreativen oder spirituellen Raum, in dem sich einerseits die Seele des Menschenkindes⁹ entfalten kann und andererseits der Geist Gottes wirksam werden kann. Die Seelsorge ohne Worte geschieht im Kontakt mit dem Einzelnen und in Gruppenarbeit; sie unterstützt die Persönlichkeit des Einzelnen, fördert – wenn möglich – seine sozialen Beziehungen und vertraut ihn der Freundschaft und der Obhut Gottes an.

6. Der Traum von einer berührenden und wiegenden Kirche

Joshua lebt während der Schulwoche im Internat. Das Wochenende verbringt er bei seiner Familie. Neben seiner Blindheit, seiner Mehrfachbehinderung und seinem Nicht-gehen-Können gibt vor allem seine Auto-aggressivität allen Beteiligten ein Rätsel auf. Er hämmert mit seiner rechten Faust auf die Schläfe und das Ohr, bis sie bluten. Viele Kontaktversuche zielen darauf ab, ihn zu beruhigen. Manchmal gibt es keinen anderen Ausweg als ihm Handschuhe anzuziehen. Jedenfalls hat Joshua auch bei mir die Palette meines mir damals zur Verfügung stehenden Instrumentariums abgerufen: – eine Klangschale auf den

Bauch legen, – Obertöne vorspielen oder von mir singen lassen, – auf dem Schoß halten, – die Kassette mit Worten und Liedern der Mutter und der Schwester vorspielen, – ihn tragend auf und ab gehen, – ihm die Hand festhalten und mit ihm reden, – summen, – in Stille beten. Eines Tages im Jahr 2006 hieß es: „Wir fahren zum Segeln.“ Was ich hörte, ließ mich innerlich lachen und denken: „Wie soll das gehen!? Was soll das bringen?!“ Aber meine Neugier war geweckt. Ich erwartete zumindest eine Abwechslung, und ein Wunder geschah. Joshua war vor dem Segeltörn wieder sehr unruhig. Ich stieg mit ihm ins Boot, hielt ihn auf meinem Schoß, sein Rücken gegen meinen Bauch. Ich spürte, er ließ sich nach vorne fallen, war still, so als ob er schlief. Aber ich staunte, das Boot schaukelte sanft auf den Wellen, und Joshua war hellwach und rührte sich nicht. Er genoss dieses Gefühl, fühlte sich geborgen. War es für ihn wie in Mutters Bauch sein? Sicher, geborgen, versorgt, von Wärme umhüllt. „Gewogen und für gut befunden“; schon jetzt, nicht erst im Jenseits.

Mir fiel eine alte Volksweisheit ein: „Er (dieser Mensch) war mir gewogen.“ Im Sinne von „zugetan“. Das Erlebnis mit Joshua lässt mich spontan an unsere Kirche als Beziehungspartnerin¹⁰ denken: Wie schön wäre es, wenn die Menschen von ihren Begegnungen mit Vertretern der Kirche lobend aussprechen würden „Sie waren mir gewogen!“ Eine berührende und wiegende Kirche reagiert angemessen auf die existentiellen Sehnsüchte der Menschen. Sie greift den Wunsch nach Geborgenheit und Sicherheit auf, indem sie den Menschen die Erfahrung vermittelt vom Gehalten- und Geliebt-Werden, und zwar im Hier und Jetzt.

Das Beispiel von Joshua – er ist sieben Jahre alt – zeigte mir meinen Umkehrprozess. Anfangs wollte und musste ich stellvertretend für Joshua handeln; ich versuchte ihm meine „Beruhigungsmittel“ anzubieten. Aber er selber klärte mich auf, was er tatsächlich braucht. Seine Ruhe, Stille und Wärme auf der wiegenden See spüre ich immer noch, wenn ich mir diese Situation

vergegenwärtige. Er klärte mich auf über das, was er braucht. Nämlich das, was jeder von uns ebenso braucht: Sicherheit, Geborgenheit, einen haltenden Rahmen, Liebe. Mir tat dieses Segeln sehr gut mit ihm zusammen. Joshua hat mich beschenkt.

7. Den Angehörigen eines behinderten Kindes Aufmerksamkeit schenken

Wie können wir, wie kann Kirche dazu beitragen, das Leben für die Familien mit behinderten Kindern leichter zu machen?¹¹ Wer in der eigenen Familie oder im Freundeskreis keinen behinderten Menschen hat, wer von den Problemen behinderter Menschen wenig weiß, wer keine Ahnung hat, wie man mit ihnen umgeht, der kann wegsehen oder schnell weggehen, wenn er im Alltag einen behinderten Menschen trifft. Oder er nimmt eine freundliche Haltung ein, lächelt dem Betroffenen sogar zu und je nach Situation stellt er die Frage: „Wie kann ich Ihnen helfen?“

Die meisten Familien mit behinderten Angehörigen bemühen sich, ihr Leid, ihre Ängste, ihre Enttäuschung nicht erkennbar werden zu lassen. Besorgte Nachbarn fragen nach, wenn das behinderte Kind ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Mitfühlende Kollegen fragen bei der gestressten Mutter eines behinderten Kindes, die sich am Arbeitsplatz verspätet, was los ist, ob sie behilflich sein können. Wie können wir, damit ist auch die Kirche gemeint, untereinander Freundschaften pflegen? Es gibt Freunde, die mögen die Angehörigen. Es gibt Freunde, die mögen die Angehörigen und die Menschen mit Behinderung, und die zeigen das auch. Z.B.: Indem sie zum Kindergeburtstag nicht nur gesunde Kinder einladen, sondern auch das behinderte Kind¹².

8. Die Vision von der Inklusion

Im Jahr 2006 wurde „200 Jahre Blindenbildung“ gefeiert. Alle Einrichtungen in

Düren hatten eingeladen. Der Referent stellte die Vergangenheit in den Raum: 1806 wurde in Berlin die erste Schule für blinde Kinder im damaligen Deutschland eingerichtet. Er stellte auch die Gegenwart in den Raum: In den 200 Jahren bis heute ist schon viel Positives in Richtung Integration passiert. Und er stellte die Zukunft in den Raum: Nicht mehr in Sonder-Einrichtungen werden die blinden Menschen leben, sondern in der regulären Gesellschaft mittendrin (Inklusion ist das Gegenteil von Exklusion, Ausschluss). Diese Gemeinschaften von behinderten und nichtbehinderten Menschen regeln das Leben aller so, dass jeder Einzelne das hat, was er braucht, um menschenwürdig zu leben und sich einzubringen in die Gemeinschaft. Ist das „der neue Himmel und die neue Erde?“¹³ Tatsache ist, dass die schwerst mehrfachbehinderten blinden Menschen außerhalb von Kirche und Gesellschaft leben. Die Ansicht ist noch nicht weit verbreitet, dass die Menschen mit Behinderung Menschen sind wie du und ich. Nein. Es ist noch nicht genug erfahren und erlebt worden, was wir gesunde Menschen mit behinderten Menschen gemeinsam haben. Wie und was wir von den Menschen mit Behinderung lernen können. Damit die Zielvorstellung von der Inklusion wirklich Vision werden kann, und nicht in eine Illusion abdriftet, sind Begegnungen und Projekte notwendig, die weiter erzählt werden und anregen zum Nachahmen. Es ist wichtig, innerhalb von Kirche allen Mut zu machen, sich der eigenen Behinderung und Hilfsbedürftigkeit zu stellen und die Kehrtwende „hin zu den Menschen“ nachzuvollziehen. Die nichtsprechenden Menschen sprechen die Sprache Gottes.

Anmerkungen:

- ¹ Andreas Lob-Hüdepohl: Begleiter(in) in der Seelsorge: Mehr als ein pragmatisches Muss, in: Pastoralblatt April 4/2007, 106.
- ² Ganz wichtig ist mir mittlerweile durch das Ober- und Unterton-Singen meine Stimme geworden, und mein Körper als Resonanzraum. Neben

Trommeln, Flöten, anderen Zupf-, Schlag- und Blasinstrumenten probiere ich im Kontakt mit den Menschen mit Behinderung den Klang, das Echo, die Synchronisation im Wechsel mit Stille und Meditationsübungen aus. Gut geeignet sind auch die einfachen Gebets- und Psalmverse und Lieder von Taizé. Besonders einfache Wiederholungen sind wichtig. Faszinierend finde ich die nonverbale Kommunikation mit seelisch-geistiger Synchronisation unter Zuhilfenahme musischer, rhythmischer Elemente und der bewussten Atemtechnik. Siehe Vera F. Birkenbihl: Signale des Körpers. Körpersprache verstehen. München 2002. Joachim Ernst Berendt: Das Dritte Ohr. Vom Hören der Welt. Hamburg 2005. Joachim Ernst Berendt: Nada Brahma. Die Welt ist Klang. Hamburg 2004. Michael Reimann: Die Musik in Dir. Ein Praxisbuch zur Entdeckung der eigenen Musikalität. Darmstadt 2003. Reinhard Brunner: Hörst du die Stille? Meditative Übungen mit Kindern. München 1998.

- ³ Vgl. Gotthard Fuchs: „Ich brauche dich ... Mensch, sagt der bedürftige Gott“ (in: Publik Forum Extra: Ich brauche dich ... denn ein Mensch allein ist noch kein Mensch. Oberursel 2005, 25–27)
- ⁴ Ilse Achilles: „... und um mich kümmert sich keiner.“ Die Situation der Geschwister behinderter Kinder. Piper, München. 1995, 212.
- ⁵ Adair Lara: Mut zur Langsamkeit. Integral. München 1997, 16: „Wer in dieser hektischen Welt Ruhe finden möchte, der erreicht das nicht, indem er noch mehr Zeit spart, sondern indem er sich überlegt, wie er seine Zeit verbringt.“ Es ist unglaublich, aber wahr, wie ursprünglich und existentiell kraftvoll die Freude von Fabian ist. Sie lädt immer zum Mitfreuen ein. „Die Seele darf fliegen lernen. Aber vorher muss der Mensch die Langsamkeit entdecken.“ Hans Georg Wiedemann schreibt diese frohmachenden Zeilen in: Publik Forum Extra: Wachsen ein Leben lang. Von der Spiritualität des Alterns. Oberursel 2003, 10–12.
- ⁶ Die Melodie ist dem Lied „Bruder Jakob“ entliehen. Der Text ist eine Eigenkomposition der Religions- und Sonderschullehrerin Christiane Beine: „Wir sind Freunde, gute Freunde. Seid ihr's auch? Seid ihr's auch? Wenn wir spielen, lachen, viel zusammen machen, geht's uns gut, richtig gut“.
- ⁷ Dorothee Sölle nennt in ihrem Buch Mystik und Widerstand – „Du stilles Schreie“ (Hamburg 1997, 359-363) den verstorbenen Dom Helder Camara den Anwalt der Stummen.
- ⁸ Telefonisch bat ich die Leiterin eines Internates für schwerst mehrfach behinderte Kinder um einen Antrittsbesuch. Sie nahm wahr, dass ich ein Mann der Kirche war und bremste meine Motivation spontan mit dem Ausspruch: „Aber ohne Worte!!!“

⁹ Dieter Schulz: Frühförderung in der Heilpädagogik. Erfahrungen mit der Betreuung seelenpflegebedürftiger Kleinkinder. Eine Einführung für Eltern. Freies Geistesleben. Stuttgart. 1991.

¹⁰ In der Begegnung mit schwerst mehrfach behinderten blinden und nichtsprechenden Menschen explodiert die Dynamik, in deren Folge der Seelsorger eine tiefe Sinn- und Gotteskrise existentiell verspürt. Diese innere Spannung aktiviert die eigenen Verlustängste, spiegelt ihm die Ablehnung von Hilfsbedürftigkeit und konfrontiert ihn äußerst schmerzhaft mit der allgemeinen menschlichen Gebrechlichkeit. Dieser Prozess verändert den Seelsorger und führt ihn von der Ablehnung zur Annahme der Menschen mit Behinderung. Die Arbeit mit Menschen mit Behinderung konfrontiert mit dem Trauerprozess, ähnlich wie beim Umgang mit trauernden und sterbenden Menschen. Siehe Artikel von Wolfgang Teichert: Vom Trost der Untröstlichkeit. Viele Seelsorger tun sich schwer, in der Trauerbegleitung die Gottverlassenheit der Trauernden auszuhalten. Sie haben Angst um ihren eigenen Gott, in: Publik Forum Extra: Würdig sterben. Ich lass dich nicht allein. Oberursel 2005, 26–27.

¹¹ Eine besondere und schwierige Situation für die Bezugspersonen von schwerst mehrfach behinderten Kindern ist, dass ein Teil der Kinder mit einer fortschreitenden Krankheit lebt, die im Kindes- oder Jugendalter zum Tode führt. Im Mai 2007 starb ein 10 jähriges Mädchen, das ein Jahr zuvor zur Kommunion gegangen war. Einige Wochen später fand eine Trauerfeier in der Aula der Schule statt, an der auch die Mutter teilnahm. Im Anschluss an diese Abschieds- und Erinnerungs-Feier wurde unter großer Teilnahme des Kollegiums eine Erinnerungsstätte auf dem Schulgelände eingerichtet. Ein Bäumchen wurde gepflanzt und der erste große Stein für Miriana darunter gelegt. Ein großer Schritt für die Schule, dass sie sich zu den vielen bekennt, die während der Schulzeit oder kurz danach versterben. Und dass sie ihre Trauer gemeinsam bekundet und miteinander teilt! Die Entscheidung für diese Gedenkstätte im Schulgelände war ein längerer Prozess von der stummen Betroffenheit bis zum gemeinsamen öffentlichen Bekenntnis. Die innerlich eingeklemmte Trauer sucht sich einen Weg, um freier fließend das Mitgefühl und den Trost miteinander teilen zu können.

¹² Ilse Achilles: „...und um mich kümmert sich keiner. Die Situation der Geschwister behinderter Kinder. München 1995. 210-218.

¹³ Offb. 21,1 – Die Heiligtumsfahrt 2007 in Aachen stand unter diesem Motto. Am 2. Juni 2007 nahmen 350 Menschen mit Behinderung als Pilger teil. Auf dass diese Vision schon ein Stück wahr werde in dieser unserer Zeit!

Norbert Bauer

Plurale Identitäten

Erfahrungen im interreligiösen Dialog

Vorstellungsrunde beim „Interreligiösen Dialog“ in der Freizeitanlage Klingelpütz, einer Offenen Tür am Eigelstein in Köln. Jeder Teilnehmer nennt in der ersten Runde seine Religion. An einem Tisch sitzen sunnitische Berber, katholische Kroaten, schiitische Iraner, protestantische Deutsche und einige Vertreter weiterer Religionen. Identitäten und Gemeinsamkeiten werden über die Frage der religiösen Zugehörigkeit bestimmt. Bei der nächsten Runde wird nach dem Lieblingsfußballverein gefragt. Gleich bilden sich neue Schnittmengen: Der protestantische Sozialarbeiter und der schiitische Student bekennen sich gemeinsam zum 1. FC Köln, der katholische Theologe und der sunnitische Einzelhandelskaufmann entdecken ihre gemeinsame Leidenschaft für Bayer Leverkusen.

Auch wenn der Fußballfrage nicht das gleiche Gewicht zugesprochen werden darf wie der Frage nach der religiösen Überzeugung, zeigt dieses kleine Experiment, dass sich bei einem interreligiösen Dialog nicht nur Christen und Muslime gegenüber sitzen, sondern Menschen, die eine Vielzahl von Überzeugungen und Eigenschaften mitbringen. Die Fokussierung auf die religiöse Identität verkürzt den Dialog.

Seit vier Jahren nehme ich nun als katholischer Vertreter an einem interreligiösen Dialog teil, der vom interkulturellen Dienst der Stadt Köln bewusst in dieser Offenen Tür initiiert wurde. Die vor Ort tätigen Pädagogen stellten fest, dass die muslimischen Jugendlichen sich verstärkt über ihre religiöse Herkunft definierten und dabei auch radikale Positionen übernahmen, die den stereotypen Zuschreibungen des Islams entsprechen. Diese neue Positionierung wurde

vor allen nach dem 11.9.2001 offenbar und entsprach einer geänderten Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit. Die Jugendlichen wurden sowohl in den Medien als, auch in ihrem sozialen Umfeld auf einmal anders wahrgenommen: Ihre Eltern waren noch *die Gastarbeiter*, sie waren zunächst ihre Kinder mit *Migrationshintergrund*, plötzlich waren sie vor allem *Muslime*. Diese selektive Wahrnehmung ging einher mit einer weiteren Engführung: Die Tatsache, dass die Täter der Attentate von New York, London und Madrid sich auf den Koran berufen und zurzeit „die Gefahr von Terroranschlägen eher von jungen muslimischen Männern als von älteren jüdischen Damen ausgeht“¹, stellte den Islam unter einen Generalverdacht. In den einschlägigen Talkshows und Magazinen wurde der Islam nur noch unter den Stichworten Terror und Unterdrückung diskutiert. Nicht nur auf Grund dieser Fremdwahrnehmung änderte sich das Selbstverständnis der Jugendlichen. Dank des öffentlichen Diskurses bekam für sie das Thema Religion eine neue Relevanz. Die Zuschreibung als Muslim wurde dankbar angenommen. In dieser Situation startete der interreligiöse Dialog. Die Jugendlichen sollten einen Raum erhalten, um sich mit religiösen Fragestellungen auseinander zu setzen. Diesen Ort zu finden, ist für junge *Muslims* schwierig: Eine vergleichbare Möglichkeit wie den konfessionellen Religionsunterricht an den Schulen gibt es nicht, und in der Unübersichtlichkeit der Moscheenlandschaft einen geeigneten Platz zu finden, ist nicht einfach. Mit Jusra Schröder wurde bewusst eine Frau und praktizierende *Muslima* gewählt, diesen Dialog zu initiieren und zu moderieren. Jusra Schröder, in Jordanien geboren, ist Absolventin der Katholischen Fachhochschule in Köln. Die Dipl.-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin promoviert zurzeit an der Uni Köln zum Thema „Islam in Deutschland als Alltagsreligion in der Postmoderne.“

Diese personale Entscheidung hat programmatischen Charakter. Die Jugendlichen sollten dem Islam als in Deutschland geleb-

ter Alltagsreligion begegnen und lernen, „selbstständig die religiöse Überlieferung zu interpretieren, anstatt allein Meinungen der Gelehrten ferner Länder und von dort entsandter Imame zu übernehmen.“²

In einem ersten Schritt nutzen die Jugendlichen zusammen mit der Dozentin den neu geschaffenen Raum als eigenes Lernfeld, um sich in einem geschützten Rahmen unter kompetenter Anleitung den eigenen Fragen zu stellen. Danach wurde der Kreis erweitert. Ein evangelischer Pfarrer und ich, katholischer Pastoralreferent, begleiten als christliche Gesprächspartner den Kreis kontinuierlich. Darüber hinaus werden gezielt Experten zu den jeweiligen Terminen eingeladen: Mit einem Vertreter der liberalen Jüdischen Gemeinde konnten antisemitische Vorurteile überprüft, mit einem Polizisten über die Erstellung einer Antiterrordatei und mit einem Journalisten über die Präsenz des Islams in den deutschen Medien diskutiert werden. Bei einem interreligiösen Dialog geht es nicht nur um den Glauben, es geht auch immer um die Lebenswirklichkeit der Teilnehmer.

Meine in den vergangenen Jahren bei diesem interreligiösen Dialog gewonnenen Erfahrungen sind ambivalent. Ich kann mich an Gespräche erinnern, in denen einige Jugendliche unverhohlen antisemitische oder homophobe Äußerungen von sich gegeben haben. Diesen muss entschieden widersprochen werden, trotz aller Authentizität, die sich dort widerspiegelt. Diese Aussagen dürfen aber auch nicht zu der Zuschreibung verleiten, dass hier sich das wahre Gesicht des Islam zeige. Judenfeindliche, frauenfeindliche und homosexuellenfeindliche Bekenntnisse sind keine exklusive Besonderheit des Islams, und sind, wenn auch aktuell seltener, ebenfalls von Christen zu hören.

Neben diesen vereinzelt negativen Erfahrungen habe ich vor allem gewinnbringende Begegnungen in Erinnerung. Der erste Gewinn liegt in der regelmäßigen Begegnung. Die Meinungsbildung gerade auch

zum Islam geschieht heute vielfach durch mediale Vermittlung und nicht in der persönlichen Begegnung. Daher hatte ich in den vergangenen Jahren die Gelegenheit, medial verfestigte Bilder vom Islam zu überprüfen, zu revidieren, aber auch bestätigt zu bekommen. Wichtigste Erkenntnis dabei ist eine ganz schlichte: Den Islam als solchen gibt es nicht. Die Vielfalt, die wir aus dem Christentum kennen, findet sich genauso im Islam. Die Unterschiede zwischen einem anatolischen Aleviten und einem Schiiten iranischer Herkunft sind sehr groß, und die Differenzen innerhalb der Schiiten iranischer Herkunft sind ebenfalls gewaltig. Diese Differenzierungen werden in den Medien nur selten berücksichtigt. Auf dem Titelbild des Magazins „Der Spiegel“ wird Mahmud Ahmadinedschad schnell zu **dem** Repräsentanten der Muslime, was er für die meisten Muslime und gewiss auch für viele Schiiten nicht ist. Jeder Katholik würde sich wundern, wenn Präsident Bush als **der** Repräsentant des Christentums angesehen würde. Und so war auch ich erschrocken, als ich feststellte, dass die Jugendlichen im interreligiösen Dialog Präsident Bush und mich zusammen in die Ecke der Christen stellten und ich Mühe hatte zu betonen, dass Präsident Bush ganz und gar nicht für mich spricht. Wer sich auf den Dialog der Religionen einlassen möchte, muss vor allem lernen zu differenzieren und versuchen, sich nicht von Etiketten und Pauschalisierungen blenden zu lassen. Daher ist der in vielen Debatten verwendete Begriff „Kampf der Kulturen“ irreführend. Der von dem US-amerikanischen Politologen Samuel Huntington 1993 geprägte Begriff zählt zur „rhetorischen Grundausstattung, wenn es darum geht, den gewaltsamen Aufruhr in vielen muslimischen Ländern auf den Nenner zu bringen.“³ Huntington versucht, nach dem Ende des Ost-West Konfliktes eine neue Konfliktlinie für die US-Außenpolitik zu formulieren und entdeckt diese vor allem zwischen dem Westen und dem Islam: „Das tiefere Problem ist der Islam, eine andere Kultur, deren Menschen von der Überlegenheit ihrer Kultur überzeugt und von der

Unterlegenheit ihrer Macht besessen sind. Das Problem für den Islam sind nicht die CIA oder das US-amerikanische Verteidigungsministerium. Das Problem ist der Westen, ein anderer Kulturkreis, dessen Menschen von der Universalität ihrer Kultur überzeugt sind und glauben, dass ihre Überlegene, wenngleich schwindende Macht ihnen die Verpflichtung auferlegt, diese Kultur über die ganze Erde zu verbreiten. Das sind die wesentlichen Ingredienzien, die den Konflikt zwischen dem Islam und dem Westen anheizen.“⁴ Huntington selbst sieht sich als Mahner, der mit seiner Analyse versucht, den Zusammenprall der Kulturen entgegen zu wirken, und sich daher auch gegen den Irakkrieg aussprach. Mit Hilfe seiner Terminologie werden jedoch alle Konflikte auf kulturelle Differenzen zurückgeführt. So wurden sogar beim legendären Kopfstoß von Zinedine Zidane bei dem WM Finale 2006 kulturelle Erklärungsmuster angeführt. „Vor dem 9. Juli hat nie jemand nach seiner (Zinedine Zidanes) ethnischen oder religiösen Identität gefragt. Man wusste, dass er Franzose arabisch-algerischer Abstammung sei. Keiner fragte sich aber, ob er Araber oder Berber sei, und ob ihm sein muslimischer Glaube wichtig sei.“⁵ Nach dem Kopfstoß wurde genau diese Frage zum entscheidenden Detail und das mit einer Roten Karte geahndete Foul zum Bestandteil des Kampfs der Kulturen. An diesem Beispiel lässt sich nachzeichnen, dass es nicht um einen Konflikt zwischen dem Islam und dem Westen geht, aber mit Hilfe kulturell konstruierter Differenzen Konflikte von Extremisten provoziert werden. „Es sind vielmehr radikale bzw. extremistische Kräfte, die aktiv an ihrer Erfüllung arbeiten – und das auf beiden Seiten. Allerdings verläuft die Grenzlinie nicht primär, wie von Huntington und seinen Adepten postuliert, zwischen einer vermeintlich „christlichen“ und einer „islamischen“ oder einer „europäischen“ und „arabischen“ Seite. Zum Krieg geblasen wird vielmehr von den europäischen Rechtspopulisten und -radikalen auf der einen sowie den islamischen Fundamentalisten auf der anderen Seite. Diese Gruppen sehnen

einen ‚Kampf‘, wenn nicht gar ‚Krieg der Kulturen‘ herbei – und streben zielgerichtet nach dessen Realisierung. Zu diesem Zweck instrumentalisieren sie auch und gerade die Religion, weil diese sich in besonderem Maße als Träger kultureller Differenz und Motor einer emotionalisierten Mobilisierung eignet.“⁶

Um die Konstruktion von sich zwei gegenüberliegenden Blöcken nicht zu wiederholen, empfiehlt es sich, nicht von einem Dialog zwischen Islam und Christentum zu sprechen. „Die gängige Terminologie ‚Islam und Christentum‘ datiert eigentlich aus einer Zeit, in der Islam und Christentum im Diskurs ihre Dualität als Identitäten verdinglicht haben und auf sie festgelegt werden konnten.“⁷ Treffender ist es, von einer Begegnung zwischen Muslimen und Christen zu sprechen, berücksichtigt diese Formulierung doch die Individualität der Dialogbeteiligten. Bei einem interreligiösen Dialog sitzen Menschen beieinander, die sich nicht nur durch die Identität Muslim bzw. Christen auszeichnen. Diese Beobachtung unterstreicht Amartya Sen, der 1998 den Nobelpreis für Ökonomie erhielt, in seinem Buch „Die Identitätsfalle“⁸, das er als Antwort auf das Klischee vom „Kampf der Kulturen“ verfasst hat. Amartya Sen verkörpert die Realität, dass „Identitäten entschieden plural“⁹ sind, in seiner eigenen Biographie: Er ist u.a. Bürger Indiens, Bengale mit bangladeshischen Vorfahren, Professor in Harvard und Cambridge, Sanskritist, entschiedener Anhänger des Laizismus und der Demokratie. Mit großer Skepsis begegnet er der „zunehmend gebräuchlichen Anwendung der religiösen Identität als hauptsächlichem und gar einzigen Klassifikationsmerkmal“¹⁰ und ist der Überzeugung, dass die „Aufteilung der Welt nach einem einzigem Kriterium weit mehr Unfrieden stiftet als das Universum der pluralen und mannigfaltigen Kategorien, welche die Welt prägen, in der wir leben.“¹¹

Diese Hypothese erlebe ich als gewinnbringend für den interreligiösen Dialog. Ich

nehme zwar als Katholik an diesem Dialog teil und werde auch als solcher wahrgenommen, doch bin ich nicht nur Katholik. So entdecke ich viele Gemeinsamkeiten mit, aber auch weitere Unterschiede zu den anderen Teilnehmern, und wenn es nur die Anhängerschaft zu einem Fußballclub ist.

Dialoge können vor allem dann gelingen, wenn die Bereitschaft zu Ich-Botschaften vorhanden ist. Gerade ein interreligiöser Dialog setzt ein ziemliches „Ausmaß an Personalisierung voraus. Die Frage ist weniger, wer Muslim und wer Christ ist, als was das Muslim- oder Christsein für den betreffenden Menschen bedeutet.“¹² Daher zählt für mich der Austausch über die konkrete Realisierung des eigenen Glaubens zu den intensivsten Momenten bei den zurückliegenden Gesprächen. So z.B. eine Begegnung mit einem Austausch über das Gebet. An diesem Abend konnten wir voneinander erfahren, wie jeder, sei er Christ, sei er Muslim, in seinem Leben das Gebet praktiziert, wie er versucht, zu Gott zu sprechen, mit welchen Worten, mit welchen Formen er dies tut. Auch hier wurden wieder Gemeinsamkeiten und Unterschiede sichtbar, aber erneut nicht nur entlang der Linie Christen - Muslime, sondern quer durch die Religionsgemeinschaften hindurch.

Immer wieder habe ich in den vergangenen Jahren erfahren können, dass der interreligiöse Dialog eine Bereicherung ist, auch für mich als Christen. Der im 1. Petrusbrief formulierte Auftrag, „stets bereit zu sein, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (1 Petr. 3, 15), fordert im Dialog mit Nichtchristen eine besondere Sprachfähigkeit. Außerhalb des vertrauten Systems Kirche und Gemeinde werden gewohnte Formeln auf ihre Floskelhaftigkeit hinterfragt. Im interreligiösen Dialog zu benennen, was es für mich als Christen bedeutet, an Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist zu glauben, heißt, dass ich mich einer herausfordernden Vergewisserung stelle.

Die Erfahrungen und Begegnungen der vergangenen Jahre haben mir gezeigt, dass

der Dialog mit anderen Religionen keine Einbahnstraße ist, sondern eine „gegenseitige Bereicherung“¹³, so der „Päpstliche Rat für den interreligiösen Dialog“ und die „Kongregation für die Evangelisierung der Völker“ in ihrer Erklärung „Dialog und Verkündigung“ (DV). Zeugnis geben und Zeugnis empfangen verändert die Beteiligten am Dialog. Die Bereitschaft zur Veränderung ist integrativer Bestandteil des Dialoges: „Ohne ihre Identität zu verlieren, müssen Christen dazu bereit sein, von und durch andere Menschen die positiven Werte ihrer Traditionen kennen zu lernen und zu empfangen. Der Dialog kann sie dazu bewegen, verwurzelte Vorurteile aufzugeben, vorgefasste Meinungen zu revidieren und manchmal sogar einer Reinigung ihres Glaubensverständnisses zuzustimmen“ (DV 49). Ohne diese Bereitschaft kann Dialog nicht gelingen und die Kongregation betont zusätzlich, dass „Selbstzufriedenheit und Mangel an Offenheit“ (DV 52) Haupthindernisse in der Begegnung mit Nicht-Christen sind.

Den „interreligiösen Dialog, der grundlegend für die Kirche ist“ (Papst Johannes Paul II DV 39), habe ich in den vergangenen Jahren konkret kennen lernen können. Er war und ist nicht immer einfach. Gerade dann, wenn der dialogische Charakter in den Hintergrund tritt und aus einer geschlossenen Grundhaltung falsch verstandene Verkündigung geschieht, immer dann wenn Teilnehmer ignorieren „dass die Wahrheit nicht einer Sache gleicht, die wir besitzen“ (DV 49), habe ich mich geärgert. Ich habe aber vor allem viel gelernt und erfahren, über die Menschen, die trotz aller unterschiedlicher Vorstellungen mit „uns den einen Gott anbeten“ (Lumen Gentium 16). Vor allem habe ich begriffen, dass es zum Dialog keine Alternative gibt. In Zeiten, in denen Religionen und Konfessionen versuchen, Identität durch Differenz und Abgrenzung zu gewinnen, droht der Blick auf das Verbindende und Gemeinsame verloren zu gehen. Dazu zählt auch, sich gemeinsam den gesellschaftlichen Herausforderungen zu stellen, denn beim interreligiösen Dialog

geht es nicht nur darum, uns besser zu verstehen. Es geht auch darum, „gemeinsam die Lösung der großen Probleme in Gesellschaft und Welt ebenso wie in der Erziehung zu Gerechtigkeit und Frieden anzugehen“ (DV 44).

Anmerkungen:

- ¹ Navid Kermani: Wir sind Murat Kurnaz, taz 29.03.2007, 3.
- ² Jusra Schroer: Christen und Muslime in Deutschland, www.kfnw.de/zentrale/aktuelles/_sp_auto_10847.php, 04.08.2007.
- ³ Stephan Goertz: Konstruierte Kulturkämpfe. In: *Diakonia*, 4/2006, 260.
- ⁴ Samuel Huntington: Kampf der Kulturen. Wien 1997, 350.
- ⁵ Najem Wali: Eine Bombe von Kopfstoß. *Süddeutsche Zeitung*, 25.Juli 2006.
- ⁶ Albert Scharenberg: Politik der Provokation. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 3/2006, 263.
- ⁷ Jaques Waardenberg: Selbstsicht und Sicht des Anderen. In: Hansjörg Schmid u.a. (Hrsg): *Identität durch Differenz*. Regensburg 2007, 33.
- ⁸ Amartya Sen: *Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt*. München 2007
- ⁹ Ebd, 34.
- ¹⁰ Ebd, 73.
- ¹¹ Ebd, 9.
- ¹² Jaques Waardenberg: *AaO*, 36.
- ¹³ Päpstlicher Rat für den Interreligiösen Dialog, *Dialog und Verkündigung, Überlegungen und Orientierungen zum Interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi*, 53, 1991.

Babel braucht ein Leitbild

Wege gelingender Leitbildintegration unter Berücksichtigung ausgewählter Ergebnisse der Sinus-Milieu-Studie®

Leitbilder haben sich in den vergangenen zehn Jahren wohl flächendeckend über Institutionen und Organisationen ausgebreitet, kaum, dass sich eine Einrichtung geschweige denn ein Träger ihnen entziehen konnte. Nach der Euphorie oder auch stillen Zufriedenheit, mit der Zeit gegangen zu sein, stellte sich oft die Ernüchterung ein. Es ist eine Binsenwahrheit, dass der beste Leitsatz kein Garant für dessen nachhaltige Umsetzung ist. Inzwischen erntet man zuweilen auf die Nachfrage zum Leitbild spöttisches oder resigniertes Lachen. Zu niederschlagend müssen da die Erfahrungen gewesen sein.¹ Ist es mit den Leitbildern vielleicht wie bei allem in unserer Welt? Bedarf es der Pflege und Zeit? Zwei kostbare Forderungen in einer Gesellschaft des sich überschlagenden Wandels, wo morgen, so macht es teilweise den Eindruck, das von übermorgen gefragt ist.² Und doch kommt man immer wieder auf die Wichtigkeit beider Anforderungen zurück, was sich in vielen anderen Bereichen längst bestätigt und der Einsicht geöffnet hat: Sei es im Sport, der Erziehung o.ä. – nur Training und Stetigkeit führen zum ansierten Ziel. So rasch die edelsten Ziele im Leitbild formuliert sind, womit nicht gesagt werden soll, dass die Leitbild-Erarbeitungsprozesse zu wenig fundiert seien, drohen sie im ominösen „Aktenordner“ abgelegt zu werden. Dr. Ralph Grossmann mahnt dazu an, dass die „Auswertung und Dokumentation der [Leitbild]-projekte“ nicht zu unterschätzen seien, sonst „wäre es nach kurzer Zeit so, als hätten diese Projekte überhaupt nicht stattgefunden.“³ Diese

schmerzliche Erfahrung machte in jüngster Vergangenheit auch ein katholischer Jugendverband einer deutschen Diözese. Um den gesellschaftlichen Entwicklungen und den sich abzeichnenden Neustrukturierungen im Bistum gewachsen zu sein, sollte ein Leitbild entwickelt werden, welches den Verband zukunftsfähig machen sollte. Das entsprechende Leitbild wurde durch die diözesanen Leitungsgremien erstellt und anschließend durch die Hauptversammlung verabschiedet und in Kraft gesetzt. Bei der folgenden Implementierungsphase zeigte sich, dass die Ziele und Folgen des Leitbildes nur schwer zu vermitteln waren. Weiter machte sich eine geringe Identifikation der Basis mit dem Leitbild bemerkbar und schließlich arbeiteten die Jugendverbände eigene hohe Fluktuation in den Ämtern gegen eine gelungene Umsetzung. Nach rund drei Jahren, war das Leitbild sang- und klanglos in einer Schublade verschwunden. Da fragten sich ehemals Beteiligte, woran dies wohl lag?

Bei einer nachträglichen, ersten Analyse wurde deutlich, dass einige gravierende Fehler begangen wurden. Ein großes Manko im Leitbildprozess dieses Verbandes lag sicherlich im gewählten Top-Down-Prozess, der bereits im Erstellungsstadium des Leitbildes der Basis und der unteren bzw. mittleren Führungsebene – hier die Pfarr- und Bezirksleitungen – zu wenig Raum für die eigene Mitarbeit bot. Weiterhin ist die zu knapp bemessene Zeitspanne für eine fundierte Auseinandersetzung durch die Hauptversammlung vor der Beschließung – ein eigentliches Rezeptionsverfahren, was sich für einen Verband eignen würde, war nicht angedacht – zu bemängeln und schließlich wurde der rasche Personalwechsel in den verschiedenen Ämtern mit seinen Folgen unterschätzt. Die beiden letzten Punkte machten sich nach dem ersten Jahr bemerkbar, als auf dem Leitbild basierende Konsequenzen verabschiedet werden sollten. Dies scheiterte aber daran, dass die teilweise erneuerte Basis den Inhalt des alten Beschlusses nicht mit trug oder aber sich erst jetzt bewusst wurde, was sie im Leitbild gutgeheißen haben.

Das nach einer Zeit von gerade mal drei Jahren das Leitbild bereits in der Versenkung verschwunden ist, mag auch daran liegen, dass es im Vorfeld nur diffuse Vorstellungen über den Weg der Implementierung gab und somit auch kein längerer Prozess eingeplant wurde. Mit den ersten Misserfolgen und dem Widerstand war der Sache der Wind aus den Segeln genommen. Diese Erfahrung zeigt deutlich, dass auch der Nacharbeit ein ebenso hohes Augenmerk zu gewähren ist, wie der Erstellungsphase. Sicherlich beginnt diese zweite, integrierende Phase mit der Publikation und Verbreitung⁴ – doch sie darf sich nicht damit begnügen, ansonsten ergeht es ihr, wie kürzlich in einer karitativen Einrichtung erfahren, wo sich das omnipräsente Leitbild als unheilvoller Bumerang erwies. Statt der Einrichtung Führung und Geländer zu sein, entwickelte sich das Leitbild zum Maßstab der Mängelbemessung. Prinzipiell noch keine falsche Verwendung, wenn es sich nicht, wie geschehen, auf die Anklage reduziert. Im besagten Fall führte es zu einer verhärteten Situation zwischen Leitung und Mitarbeitern.

Klassische Integrationsschritte

Die Integrationsschritte folgen meistens folgendem Muster: Bewusstseinsstärkung, Aufgreifen der bereits vorhandenen, bzw. umgesetzten Leitbildsätze und Implementierung gewisser Fragestellungen als Kriterien jeglichen Handelns bzw. Nichthandelns. Mancherorts werden systematisch feste Arbeits- und Handlungsschritte mittels entsprechenden Leitbildaussagen durchleuchtet und daraus resultierende Kriterien aufgestellt. Diese stehen nun dem künftigen Handeln begleitend und leitend zur Seite. So beschreibt auch Heribert Frieling den Prozess innerhalb der St. Elisabeth-Stiftung Dernbach.⁵ Schwerpunktmäßig wurde hier die mittlere Führungsebene, die Projektleiter, geschult und einbezogen. Das Leitbild wird somit zur Leitplanke für das Unternehmen, die Institution!

Die Erfahrung zeigt, dass dieser letztere Schritt, vermutlich auch im erwähnten Jugendverband, oftmals an der Vielgestaltigkeit der beteiligten Personen zu scheitern droht.⁶ Gemeinhin wird dieser Umstand durch hierarchisch verordnete Vorgaben oder Dienstanweisungen geschickt übergangen. So berichtet ein namhaftes Unternehmen über seinen Leitbildintegrationsprozess, wie das Symbol ihres Leitbildes, welches ja zur unmittelbaren Visualisierung beitragen soll, auf ungeahnte Identifikationsschwierigkeiten stieß, „da sich dessen Logik erst nach eingehender Erklärung und Argumentation den Mitarbeitern erschloss ...“⁷. Bei einer späteren Evaluation zeigt sich die dadurch hervorgerufene Spaltung zwischen initialisiertem und oktroyiertem Leitbild. Rein formal wird den Folgerungen aus dem Leitbild, soweit sie den in den Vorgaben und Anweisungen zugrunde gelegten Beispielen entsprechen, nachgekommen. Eine Abweichung der Ausgangssituation oder aber ein Wegfall der übergeordneten Kontrolle lässt die schlüssige Umsetzung in Frage stellen. Grund ist, dass sich dem noch so willigen Mitarbeiter der Leitbildkern nicht erschlossen hat. Woran liegt das?

Eine mögliche Antwort könnte in den Milieus liegen. Es scheint fast so, dass bislang bei der Leitbildarbeit zu wenig auf diesen Aspekt geachtet wurde. Daher werfen wir zunächst einen Blick auf die aktuellen Ergebnisse der Milieuforschung, vor allem die der Sinus-Milieu-Studie[®], um daraus entsprechende Schlüsse zu ziehen.

Ergebnisse der Milieuforschung

Vorlagen und Denkansätze finden wir bereits vor der zurzeit viel beachteten Sinus-Milieu-Studie[®]. Die zunehmend differenzierte Gesellschaft, deren hochkomplexe Systeme uns herausfordern, wurde mehrmals versucht zu strukturieren und zu ordnen. So stellte der Religionssoziologe Karl Gabriel in den 90er Jahren seine Typologie vor und der Soziologe Gerhard Schulze

machte mit seinem 1992 erschienenen Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ von sich Reden. Dort beschreibt er fünf Milieus, die sich anhand der Achsen „Bildungsstand“ und „Lebensalter“ verteilen. Nach Schulze lassen sich folgende Gruppen unterscheiden: Selbstverwirklichungsmilieu, Unterhaltungsmilieu, Niveaumilieu, Harmoniemilieu und Integrationsmilieu. Wenn man so will, stellen die Sinus-Milieus® eine Weiterführung und Ausdifferenzierung bisheriger Einteilungen dar.

Die Sinus-Milieus® und die dazugehörigen Studien basieren auf den Forschungen des Unternehmens „Sinus-Sociovison“. In kirchlichen Kreisen hat vor allem das Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005“ für großes Aufsehen gesorgt. Die Milieustudie orientiert sich am traditionellen Dreischichten-Modell (Unter-, Mittel- und Oberschicht), welches vor allem auf der Grundlage von Einkommen, Bildungsstand und Berufsgruppe beruht. Dieses Grundmodell wird nun aber durch die Unterscheidung in Grundorientierungen (traditionell, modern und postmodern) erweitert.⁸ Mit dieser Ausweitung kann das ursprüngliche Modell dem Prozess der Individualisierung und Pluralisierung unserer Gesellschaft gerecht werden. Diese Form der gesellschaftlichen Betrachtung fasst dann „Menschen zusammen, die sich in Lebensauffassungen und Lebensweise ähneln, d. h. ähnliche Wertprioritäten, soziale Lagen und Lebensstile haben.“⁹ Als Ergebnis der Studie konnten für den deutschen Raum zehn Milieus oder auch Lebenswelten festgestellt werden: Traditionsverwurzelte, Konservative, Etablierte, DDR-Nostalgie-sche, Bürgerliche Mitte, Konsum-Materialisten, Postmaterielle, Moderne Performer, Experimentalisten und Hedonisten. Jedes dieser Milieus kann als eine eigene kleine Welt gesehen werden, die in der Gesamtgesellschaft eingebettet ist. Dabei darf das Milieu allerdings nicht als eine Rolle missverstanden werden, welches sich das Individuum aneignet oder nicht. Diese Milieus sind vielmehr Teil der Persönlichkeit und

bestimmen Denken, Sprache und Verhalten des Milieugehörigen.¹⁰ Dass die Milieugehörigkeit mehr als nur eine Rolle ist, zeigt schließlich auch der Befund der Studie, dass Milieu übergreifende Kommunikation nur schwer möglich ist.¹¹ Diese Kommunikationsprobleme basieren zum einen auf der unterschiedlichen Benutzung von Sprache und zum anderen auf den unterschiedlichen Sinnkonstruktionen. So liegt beispielsweise der Lebenssinn in der konservativen Lebenswelt darin, dass jeder seinen Platz in der Gesellschaft findet, einnimmt und die entsprechenden Aufgaben erfüllt.¹² Im hedonistischen Milieu hingegen, liegt der Sinn des Lebens im Freisein, im Anderssein.¹³ Auch wenn die sprachlichen Barrieren außer Acht gelassen werden, ist es wohl offensichtlich, dass sich hier zwei gänzlich unvereinbare Auffassungen gegenüberstehen. Und dennoch besitzen die jeweiligen Milieus auf einzelne Personen hin gesehen nicht den Charakter der Exklusivität, können doch Menschen durchaus mehreren Milieus angehören.¹⁴ Deutlich wird dies beispielsweise in den Grenzbereichen der Milieus. In den so entstehenden Grauzonen ist eine eindeutige Milieubestimmung einzelner Menschen nicht möglich. Gefördert werden diese Grauzonen sicherlich auch dadurch, dass die Grenzen der Milieus fließend sind und so eine starre Abgrenzung nicht immer möglich ist. Dennoch bleibt festzuhalten, dass der Lebensstil, also die Milieugehörigkeit, im Miteinander der Menschen wichtiger zu sein scheint, als die Zugehörigkeit zu einer, durch ökonomische Gesichtspunkte geprägten Schicht.¹⁵

Handlungsstrategien aufgrund der Milieuerkenntnisse

Und worin besteht nun die Antwort auf die sich uns eröffnenden Implementierungshindernisse von Leitbildern?

Wie alle Typologisierungen deutlich machen, unterscheiden sich die einzelnen Milieus zuweilen erheblich hinsichtlich Wertekonsens, Sprache, Interpretation und

Auslegung von Textvorlagen u.v.m. Im Grunde entspricht unsere plurale Gesellschaft der biblischen Stadt Babel nach der so genannten Sprachverwirrung.¹⁶ Dasselbe hat oft verschiedenste Bedeutungen in den unterschiedlichen Sprachgebräuchen. Wir sollten deswegen von der Idee wegkommen, es existiere heute noch so etwas wie eine „lingua franca“, die alle verstehen und gleichsam deuten können. Da nicht zu erwarten ist, dass sich die Mitarbeiterschaft, die Kundschaft und auch die Leitung, aus einem einzigen Milieu rekrutieren, müsste dem Angehen der Leitbildumsetzung folgerichtig eine Milieuanalyse vorausgehen. Nur so ist gewährleistet, dass die passenden Instrumente zur Integration gefunden werden können. Mit anderen Worten, es müssen „Sprachen“ festgestellt werden, welche verstanden werden, um in diesen dann auch zu sprechen. Einen Umstand, welchen Sr. Basina Kloos im Blick hatte, wenn sie bereits 1994 schreibt: „Sie [die Leitbilder, die Verf.] müssen in der Sprache der Mitarbeiter formuliert werden und verständlich und nützlich sein.“¹⁷ Deutlich wird dies zum Beispiel in den unterschiedlichen Erwartungshaltungen an die Institution, die aus den verschiedenen Verständnisweisen der einzelnen Leitbildaussagen resultieren.

Freilich wird das Milieuproblem manchmal dadurch umgangen, dass sich die Leitbildintegration auf die obere und mittlere Führungsebene beschränkt. Das Milieuspektrum verengt sich dadurch etwas und lässt die Illusion wachsen, einen wesentlich einfacheren Prozess vor sich zu haben. Im ersten Schritt wird sich diese Vermutung auch bestätigen. Von einer Illusion ist zu sprechen, da sich die Milieu bezogene Kommunikationsstörung lediglich zeitlich verschiebt, auf den Zeitpunkt, wo die praktische, mitverantwortete Arbeit vor Ort betroffen ist.

Wie Sr. Basina Kloos forderte, ist es so, das die Leitbildkriterien etwas mit der „eigenen täglichen Lebensbewältigung“¹⁸ der Mitarbeiter zu tun haben müssen. Nur zeigt diese Forderung erst beim näheren Betrachten ihre ganze Tiefe, die vermutlich

damals auch in der St. Elisabeth-Stiftung nicht bedacht wurde. Es reicht demnach nicht, sich auf eine „gemeinsame Sprache“ zu einigen und Beispiel-unterstützte Erläuterungen zu verfassen. Gefordert ist eine ebenso individuelle Bedienung der Mitarbeiter, die deren Vielfalt bezüglich der Milieuzugehörigkeit berücksichtigt. Wer sich als Träger bei der Implementierung des Leitbildes auf die obere und mittlere Führungsebene beschränken will oder muss, der sollte zumindest diesen Ebenen entsprechendes Werkzeug an die Hand geben, welches die milieugerechte Vermittlung ermöglicht. Dazu gehört vor allem die Stärkung in folgenden Kompetenzbereichen: Selbst-, Sozial- und Methodenkompetenz. Dabei haben wir besonders folgende Schwerpunkte im Blick. Im Bereich der Selbstkompetenz die Aspekte der Flexibilität und der Intentionstreue. Darunter verstehen wir die Fähigkeit, die Aussageessenzen eines Leitbildes zu erkennen und diese in der praktischen Umsetzung mit den Mitarbeitern in deren Aussagen wieder zu finden, ohne sich dabei von den Milieu bezogenen Ausdrucksweisen irritieren zu lassen. Für die Sozialkompetenz hieße dies im Besonderen: Ausbau des partnerschaftlich-dialogischen Führungsstils und der Teamfähigkeit, gerade im Hinblick auf die Zusammenarbeit und Einbindung der Mitarbeiter.¹⁹ Da der Schlüssel, wie gezeigt, in der Sprache liegt, ist es unabdingbar, Instrumente bereitzuhalten, die bei Bedarf den Mitarbeitern Artikulationshilfe leisten. Dies ist eine zentrale Methodenkompetenz für die mittlere Führungsebene, in der es natürlich nicht darum geht, dem Gegenüber eigene Aussagen in den Mund zu legen. Vielmehr steht die behutsame Freisetzung der Aussagewünsche im Vordergrund.

Vermutlich hat diese Arbeit stets etwas tiefer anzusetzen, als es das Leitbild in seiner Selbstformulierung tut, da es in der ersten Integrationsrunde das Fundament zu benennen lassen bzw. zu legen gilt. Erst darauf aufbauend kann die Leitbildintegration erfolgen, will sie sich als nachhaltig erweisen.²⁰

Wie das geschehen kann, möchten wir exemplarisch an einem weiteren Beispiel aufzeigen. Auch hier gestaltete sich der Implementierungsprozess nicht gänzlich reibungs- und korrekturlos, die Akteure erwiesen sich jedoch, was uns entscheidend scheint, als flexibel und der Begriff „lernende Organisation“ erhielt eine entsprechende Realisierung. Vermutlich mit mehr Blick für die Realität, als die oben erwähnten misslungenen Beispiele, verlief bzw. verläuft der Leitbildprozess im Josefshaus, einer Einrichtung der Altenpflegehilfe in kirchlicher Trägerschaft. Das Leitbild wurde hier nicht alleine für das Altenheim geschrieben, sondern für insgesamt drei Einrichtungen unter derselben Trägerschaft. In den Erstellungsprozess waren neben den Trägervertretern Mitarbeiter verschiedenster Bereiche und eine externe Begleitung mit eingebunden. Diese Partizipation der Betroffenen sicherte bereits im Vorfeld eine bessere Verankerung in den Einrichtungen selbst. Nach der Verabschiedung durch den Träger stand die offizielle Vorstellung und Einführung in den Häusern an. Auf Mitarbeiterversammlungen und in Workshops wurde das Leitbild der Basis näher gebracht. Die eigentliche Implementierung erfolgte auf zwei Strängen, wovon der zweite erst in der Implementierungsphase, auf Grund des erkannten Bedarfs, entwickelt wurde. Der erste Strang umfasste die Integration in die einzelnen Einrichtungen mit ihren individuellen Schwerpunkten und Ausrichtungen, dazu waren die Hausleitungen angehalten, vom Leitbild ausgehend, für die Einrichtung Leitlinien zu erstellen. Auch hier bediente man sich eines partizipierenden Modells und suchte die Mitarbeiter einzubinden. Die einzelnen Häuser machten hier sehr unterschiedliche Erfahrungen, die die Grenzen von Leitlinien ebenso aufzeigten wie auch gelungene Implementierung letzterer. In diesem Altenheim fand man Gefallen an dieser Arbeitsweise und ließ nach gleicher Vorgehensweise auch Stations- und Abteilungsziele erarbeiten. Die betroffenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter identifizieren sich im hohen Maße mit den verabschiedeten Papieren.

Während des Prozesses zeigte sich für den Träger, dass trotzdem die Gefahr einer irgendwo abgehefteten Papierflut droht. So entschied er sich, parallel zum ersten Strang einen zweiten zu initiieren. Diese begleitenden Maßnahmen finden meistens auf Trägerebene statt, um gleichzeitig den Austausch insbesondere über die örtlichen Erfahrungen zu fördern, was von den Mitarbeitern sehr geschätzt wird. In erster Linie erfassten die Maßnahmen die obere und mittlere Führungsebene, welche eine gezielt Führungskräftebildung erfuhr. Im Grunde wurde hier die weiter oben geforderten Schlüsselqualifikationen (Selbst-, Sozial- und Methodenkompetenz) trainiert, damit die Betroffenen ihren Aufgaben, auch der Leitbildimplementierung, nachhaltiger nachkommen können. Für die Haus- bzw. Einrichtungsleitungen wurde ein spezielles Programm entwickelt, das sich am Leitbild, speziell an der spirituellen Komponente, orientierte. Auch wenn für den Träger hier einiges an Zeit- und Finanzbedarf zusätzlich geschultert werden musste, zeigt sowohl das Feedback der Teilnehmer wie auch der fortschreitende Implementierungsprozess und die damit verbundene Einrichtungsprofilierung, wie lohnenswert der Schritt war und sich täglich von neuem erweist. Zudem konnte durch das Eingehen von Kooperationen mit weiteren kirchlichen Trägern ein Teil der Bildungsmaßnahmen auf mehreren Schultern verteilt werden.

Schließlich wurden auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ohne Führungsaufgaben nicht vergessen. Für diese Gruppe wurden freiwillige Kursangebote in den Bereichen Spiritualität und Leitbild realisiert.

Die Erfahrungen zeigen, wie bereits angedeutet, das eine erfolgreiche Leitbildimplementierung einen langen Atem, sprich viel Zeit benötigt und ein Prozess ist, der wohl niemals wirklich endet. Weiter muss auch die Bereitschaft da sein, für diesen Prozess zu investieren: Zeit, Engagement und auch Geld. Es reicht freilich nicht, ein Leitbild jedem Mitarbeiter in die Hand zu drücken. Die erwähnte Altenhilfeeinrichtung hat

ihren Implementierungsprozess, auf Basis eines Projektes des Trägers, dieses Frühjahr (2007) überprüfen lassen. Dabei zeigte sich, dass die freiwilligen Angebote für die Mitarbeiterbasis noch nicht den Erwartungen gerecht werden, was die Akzeptanz, Teilnahme und Korrelation betrifft. Hier sind Träger und Einrichtung zurzeit dabei, ihren Weg mit dem Leitbild zu überdenken und teilweise zu korrigieren. Auch die Schulungen und Qualifizierung der oberen und mittleren Führungsebene zeigte erste Früchte. So fordern die Mitarbeiter mit entsprechender Verantwortung, dort wo sie selbst bei der Implementierungsarbeit an Grenzen stoßen, erstmals konkrete Unterstützung ein. Für den Träger ein untrügliches Zeichen, dass der Implementierungsprozess auf einer neuen Stufe angelangt ist, wo sich Mitarbeitende und Träger auf Augenhöhe gemeinsam um die Ausrichtung der Einrichtung austauschen und gegebenenfalls auch darum ringen. Die Führungskräfte-schulung erwies sich somit als ein gelungener Akt des Empowerments.

Abschließend lässt sich sagen, dass ein entscheidender Schlüssel der Implementierungsarbeit in der mittleren Führungsebene zu liegen scheint. Eine gezielte Stärkung dieser Ebene, auch hinsichtlich einer multiplikatorenfähigen Befähigung, welche die Saat in die Institution sprich Einrichtungen hinein trägt,²¹ beginnt mit Inblicknahme der an Umsetzung und Durchführung beteiligten Personen. Für diesen Akt scheinen uns die differenzierten Erkenntnisse aus der Sinus-Milieus®-Forschung eine bemerkenswerte Hilfe.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Michael Paschen: Unternehmensleitbilder – Werten Wege weisen. In: Manager Seminare 54 (2002), 76–83.

² Vgl. Zentralstelle Bildung der DBK u. Abt. Bildung der EKD (Hrsg.): *Tempi – Bildung im Zeitalter der Beschleunigung*. Berlin 2000.

³ Heribert Frieling: Das Leitbild mit Leben erfüllen. In: Edith-Maria Magar und Heribert Frieling: *Ein christliches Gütesiegel – Der Leitbildprozess in der St. Elisabeth-Stiftung Dernbach*. Waldbreitbach 2000, 25.

⁴ Vgl. Bruno Kirchhof: Die Leitbildumsetzung aus der Sicht der Geschäftsführung. In: Mager/Frieling, aaO., 39–43 und Susanne Steiner: *Leitbild*. In: www.psychologie.uni-mannheim.de/psychol/psychol.htm. (2000) 08.01.2007.

⁵ Vgl. Frieling: *Leitbild*, 23–27 und Steimer: *Leitbild*.

⁶ Vgl. Bernd Molzberger: Leitbildumsetzung aus Sicht der Geschäftsführung. In: Magar/Frieling: *Gütesiegel*, 44–47 und Albert Hurtz, Jens Schönrade und Edgar Vieth: *Vom Leitbild zur gelebten Veränderung durch den Aufbau eines Führungssystems*. In: Heiko v. Barske, u.a. (Hrsg.): *Digitale Fachbibliothek Innovationsmanagement – Produkte, Prozesse, Dienstleistungen*. Düsseldorf 2005.

⁷ Hurtz, Schönrade, Vieth: *Leitbild*

⁸ Vgl. MEDIEN-DIENSTLEISTUNG GmbH (Hrsg.): *Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005“*. München 2005, 6.

⁹ Ebd., 5.

¹⁰ Vgl. ebd., 7–8.

¹¹ Vgl. ebd., 8.

¹² Vgl. ebd., 140.

¹³ Vgl. ebd., 308.

¹⁴ Vgl. Paul Wehrle: Die Sinus-Milieustudie als Herausforderung für Pastoral und Katechese. Voraussetzungen und Forschungsrahmen der Milieustudie. In: *Lebendige Seelsorge* 4 (2006), 279.

¹⁵ Vgl. Joachim Wanke: Was und die Sinus-Milieu-Studie über die Kirche und ihre Pastoral sagen kann – und was nicht. Anfragen und Anregungen an Milieu-Studie und Kirche. In: *Lebendige Seelsorge* 4 (2006), 242.

¹⁶ Vgl. Gen 11,1–9.

¹⁷ Basina Kloss: Leitlinien mit den Mitarbeitern entwickeln in: DT. CARITASVERBAND (Hrsg.): *Zeit für ein Leitbild*. Freiburg 1994, 61.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Vgl. A. 7.

²⁰ Vgl. Norbert Schuster: *Leitbild*. In: *Anzeiger für die Seelsorge*. 1 (2005), 48–49.

²¹ Vgl. *Interner Erhebungsbericht zur Leitbildintegration*. Franziskanerbrüder vom Heiligen Kreuz (Hrsg.). Hausen 2007.

Literaturdienst

Felix Körner SJ: Alter Text – neuer Kontext. Koranhermeneutik in der Türkei heute. Ausgewählte Texte, übersetzt und kommentiert von Felix Körner SJ, Herder Verlag, Freiburg/Basel/Wien 2006 (ISBN-13: 978-3-451-23114-8) 13,00 Euro.

Die Meinung, wonach im Islam eine historisch-kritische Auslegung des Korans weder existiere noch prinzipiell möglich sei, ist weit verbreitet. Tatsächlich wird in der islamischen Welt bis heute bei Gelehrten wie bei einfachen Gläubigen mehrheitlich die Überzeugung vertreten, dass der Koran wortwörtlich von Gott geoffenbart wurde. Dies schloss jedoch bereits in der frühen islamischen Koranauslegung nicht aus, eine Interaktion zwischen dem Offenbarungsereignis und dem geschichtlichen Kontext sowie eine Entwicklung der koranischen Offenbarung zu berücksichtigen: Ersteres schlug sich nieder in der Annahme von sog. geschichtlichen „Offenbarungsanlässen“, Letzteres in der Unterscheidung von mekkanischen und medinensischen Suren sowie der „Abrogation“, d.h. Aufhebung früherer Koranverse durch spätere.

Dass ein Verständnis von Offenbarung als Verbalinspiration keineswegs zwingend ein historisch-kritisches Auslegen ausschließen muss, zeigte bereits vor Jahren der Ansatz des ägyptischen Literaturwissenschaftlers Nasr Hamid Abu Zaid: Der Korantext sei zwar wörtlich geoffenbart, aber eben in einen bestimmten gesellschaftlichen und geschichtlichen Kontext hinein geoffenbart und deshalb geschichtlich auszulegen. Eine neue Entwicklung hinsichtlich der Koranhermeneutik gibt es nun seit einigen Jahren auch und besonders in der Türkei, was sicherlich vor allem auch der Tatsache geschuldet ist, dass es dort seit bald sechzig Jahren unabhängige theologische Fakultäten gibt. Eine Gruppe junger Theologen, die sich selbst „Ankaraner Schule“ nennt, stellt sich in bislang in der islamischen Welt wohl kaum gekannter Weise der Herausforderung der historischen Kritik und nimmt dabei explizit Bezug auf Gedankengut und Methoden der modernen westlichen Hermeneutik.

Es ist das große Verdienst des Jesuiten Felix Körner, dass er im ersten Band der von der Georges-Anawati-Stiftung gegründeten Buchreihe „Modernes Denken in der islamischen Welt“ einige wichtige Aufsätze einiger der Protagonisten der gegenwärtigen Diskussion ins

Deutsche übersetzt und kritisch kommentiert hat. Dabei werden durchaus unterschiedliche Anliegen und Positionen deutlich, ebenso offene Fragen und Probleme, die nicht selten an die Anfänge und die Entwicklung der historisch-kritischen Exegese in der christlichen Theologie erinnern.

Es bleibt zu hoffen, dass diese innerislamische Diskussion weitergeht und vor allem auch über die Türkei und den türkischen Islam hinaus in der islamischen Welt aufgegriffen wird. Gerade für den in Deutschland hauptsächlich türkisch geprägten Islam könnte diese Entwicklung große Chancen für einen aufgeklärten und integrierten Islam bieten. Die christliche Theologie und die westliche Islamwissenschaft, aber auch die säkulare Öffentlichkeit und Politik könnten diesen Prozess in kluger Weise begleiten und fördern, indem sie nicht nur auf die Gefahr des Islamismus schauen wie das Kaninchen auf die Schlange, sondern den islamischen Reformtheologen Stimme und Raum geben. Dazu leistet dieses Buch einen wichtigen Beitrag.

Andreas Renz

Christian Heidrich: Auf der Suche nach der Glut. Essays zum Evangelium. Herder-Verlag, Freiburg 2006. ISBN 3-451-29224-6. 256 S.; 19,90 Euro.

Fulbert Steffensky: Schöne Aussichten. Einlassungen auf biblische Texte. Radius-Verlag, Stuttgart 2006. ISBN 3-87173-360-1. 219 S.; 18,00 Euro.

Kirchenglocken haben einen Nachhall. Sie klingen nicht nur im Vollzug des Läutens; sie schwingen aus, sie verklingen nicht folgenlos. Manchmal fragt man sich: Was bleibt von den vielen gut gemeinten Worten, die wir im Raum der Kirche machen. Wen setzen sie in Schwingung, wie lange hallen sie nach? Was bleibt im Ohr, im Herzen zurück? Ist das Gottesdienstgeschehen nur ein Augenblicksereignis, das nicht ausschwingt im „Gottesdienst der Welt“?

Im Blick auf die beiden vorzustellenden Textsammlungen entdeckte ich: Das gibt es! Den Nachhall biblischer Worte, der verblüffend andere Zugang zu alten, viel zu vertrauten biblischen Texten. Man kann durch Seitenpfortchen in den Raum biblischer Texte hineingelangen und seine Überraschungen erleben!

Diese beiden Essaysammlungen möchte ich uns auf den Schreibtisch und ans Herz legen: kleine, meisterhafte Texte, die uns, die wir so viele Worte „machen“ müs-

sen, einen Dienst erweisen. Vielen wird die Lust zur Last, Woche für Woche mit den alten, viel zu bekannten, ausgequetschten biblischen Worten „hantieren“ zu müssen. Wir leiden an ihrer Bekanntheit oder Fremdheit und werden sprachlos. Sagt mir Gottes ewig neues Wort nichts Neues mehr?

Diese Sammlungen geistlicher Miniaturen zweier inspirierender Christen weisen neue Zugänge in die Heilige Schrift und in die großen Feste des Glaubens. Fulbert Steffensky (emeritierter Professor für Religionspädagogik) und Christian Heidrich (Theologe und Publizist) glauben an die Lesbarkeit der alten Texte, an Worte, die uns befragen und formen, die in uns Neues anrichten und unserem Christsein Hoffnung und Lebensmut verleihen. Heidrich begleitet wir auf seiner „Suche nach der Glut“ und folgen seinen (bereits in der Wochenzeitschrift „Christ in der Gegenwart“ vorveröffentlichten) Betrachtungen durch das Kirchenjahr. Steffensky eröffnet „schöne Aussichten“ in der Sammlung seiner – an entlegenen Stellen und in Zeitschriften vorabgedruckten – Texte; es finden sich biblische Auslegungen und thematische Essays (z.B. über das Gottesbild, das Phänomen des Bösen, über das „Typisch Evangelische“ und das „Typisch Katholische“, über Tiersegnungen, das Altern und die alten Menschen, über ethische Fragen und den Tod).

Beide Autoren glauben, „dass die Fremdheit der Texte die reine Heutigkeit sprengt“ (Steffensky, 8). Sie vertrauen auf die Glut in und unter den alten Texten, Traditionen, Gebeten und Festen. Beide werden beunruhigt von der Sprach- und Orientierungsnot unserer Zeit; sie wollen Brücken schlagen und vorsichtig Verbindungen aufzeigen zwischen dem fremden Wort Gottes und der scheinbar so ganz anders strukturierten Gegenwart; sie wollen an Gottes Gnade und Gerechtigkeit erinnern. Gerne habe ich mich dem manchmal ungewohnten Blick der beiden anvertraut. Diese geistesgegenwärtigen Zeitgenossen lassen ahnen, dass Glauben schön ist und die Anstrengung des Begriffs und des Nachdenkens verdient. Es sind Versuche in kritischer Zeit mit dem Wort Gottes, auch Selbstversuche mit dem, der sich diesem Wort aussetzt. Es sind überraschende Zugänge, die kaum Bedachtes offen legen. Gottes Wort ist unerschöpflich. Sie erheben keinen Anspruch auf strenge Systematik oder auf einen roten Faden; sie bezeugen die „bunte Gnade“ des biblischen Wortes. Es inspiriert noch heute und hallt nach wie eine uralte Kirchenglocke. Wer diese markanten Auslegungen liest, dem gehen sie nicht mehr aus dem Sinn. Es ist eine Kunst, aufmerksam zu machen auf Verstecktes, rasch Überlesenes, auf Details. Steffens-

kys“ und Heidrichs“ Auslegungen verstärken den Einspruch biblischer Texte, deren Widerständigkeit und „Eigensinn“ wir nicht verharmlosend glätten können. Gottes Wort weckt keine Langeweile, sondern wartet darauf, entdeckt und originell befragt und ausgelegt zu werden – von Menschen, die sich durch den Glauben befragen und heilsam verunsichern lassen. Oft bringen die beiden geistlichen Autoren den biblischen Text in Verbindung mit der Gegenwartsliteratur. Steffensky und Heidrich meiden den Mainstream der üblichen allzu bekannten Tonlagen und sprengen das enge Gehäuse theologischer Binnensprache. „Schöne Aussichten“ werden eröffnet auf ein weites österliches Land! Sie bieten geistliches Schwarzbrot! Der Glaube ist unerhört und unbequem, aufsässig und gefährlich - und gerade so tröstend und rettend! So gelingt es beiden, die biblischen Urszenen in ein ungewohntes Gegenlicht zu halten und Ungewohntes zu benennen.

„Lesepredigten“ im besten Sinn und großartige Schulbeispiele, wie wir uns von Gottes Wort bilden und umbilden lassen können. Als solche Hörer des Wortes werden wir auf offene Ohren stoßen!

Kurt Josef Wecker

Franz Jalics: Der kontemplative Weg. Echter-Verlag, Würzburg 2006. 79 S.; 7,90 Euro.

Wozu noch ein Buch über die Kontemplation? Auf dem Sektor der Spiritualität darf man doch schwerlich Neues erwarten. Alles Wesentliche ist gesagt und geschrieben. Die aktuelle Flut der Bücher wirkt da wie ein ermüdendes Echo immer gleichen Inhalts. Zudem sind viele Werke eher Meditationen über die Meditation und bleiben so für Neulinge der spirituellen Praxis nutzlos, weil sie sich aufgrund der Insidersprache nur den Eingeweihten erschließen.

„Der kontemplative Weg“ von Franz Jalics ist eine rühmliche Ausnahme. Der Jesuit und langjährige Exerzitienbegleiter legt mit diesem Werk eine Einführung in die christliche Kontemplation vor, die sich an vollkommen Unerfahrene richtet, aber auch Menschen mit langer Gebetserfahrung nützen kann. In 15 kurzen, meist nur drei oder vier Seiten langen Kapiteln führt er den Leser von alltäglichen Erfahrungen hin zur kontemplativen Praxis, die den Alltag durchdringen soll. Die Sprache ist verständ-

lich, der Stil freundlich und unprätentiös. Wie ein diskreter Führer steht der Autor neben dem Leser und erklärt ihm die wundersame Welt der Kontemplation. Am Ende des Kapitels fordert er mit einer Frage zur Erinnerung oder zum Nachdenken auf, manchmal auch zur Imagination, um das gerade Gelesene rational und emotional zu verarbeiten.

Die Ausführungen bauen auf einem theologischen Fundament auf, das der Klärung zentraler Begriffe dient. Weitere Kapitel führen in kluger Weise in das Gebet ein und folgen wesentlich den Gedanken Ignatius' von Loyola. Anschaulich wird dargestellt, wie sich der Mensch Gott anvertraut und damit Freiheit erlangt. Über die Armut vor Gott und das Aufgeben von Aktionismus wird der Leser zur der Spannung von aktiver Entscheidung und passiver Empfänglichkeit geleitet, die zur Gnade der Kontemplation disponiert. In einfachen Worten werden Gebetsarten unterschieden wie aktives und passives Gebet, Betrachtung, Kontemplation und Vereinigung. Jalics gelingt es, mit wenigen, präzisen Worten die Geisteshaltungen hinter den Begriffen darzustellen. Abschließend gibt er Anleitungen für die Entwicklung einer kontemplativen Geisteshaltung.

Jalics gelingt es in hervorragender Weise, die manchmal spröden Aussagen des Ignatius für moderne Ohren umzuformulieren und in schlichter Alltagssprache zu erklären. Auch Leser, die aus technischen oder wissenschaftlichen Berufen kommen, werden mit diesem Buch umgehen können. Es ist frei von esoterischem Nebel und verfällt nur selten in die kirchliche Binnensprache. Natürlich will es weder Exerzitien oder geistliche Einzelbegleitung ersetzen, macht aber eine ungeheure Lust auf die Kontemplation und weckt gerade wegen seiner Nüchternheit große Faszination. Denn dass der kontemplative Mensch ein liebenswürdiger und bescheidener ist, macht Jalics an sich selbst als Autor deutlich.

Seine einzige Schwäche zeigt das Buch in der theologischen Grundlegung. Einige Aussagen sind missverständlich, andere sogar unrichtig. Das ewige Leben beginnt nach Jalics erst nach dem Tod, und erst dann werden wir in die unendliche Liebe Gottes aufgenommen. Dieser bleibt bis dahin ein unfassbares Geheimnis, aber in der Kontemplation kommt der Mensch zur Anschauung Gottes. Hier wäre ein theologisch konsequentes Denken nötig, denn der Leser läuft Gefahr, sich – entgegen der Absicht des Autors – in deviante Gottesbilder und menschliche Projektionen zu verlieren. Jalics gibt hier ohne Not sicheres Terrain auf: Der Glaube als die Gewissheit, schon hier und jetzt in der unendlichen Liebe Gottes voll und ganz geborgen zu sein; Gott, der sich in

seinem Wort selbst mitteilt; Raum und Zeit als geschaffene Kategorien, die für Gott unbedeutend sind. Erst auf diesem Fundament erstet die Mystik und kann der kontemplative Weg auch über Abgründe tragen.

Mit einer verbesserten theologischen Grundlegung würde aus diesem Buch ein Standardwerk, trotz oder gerade wegen seiner gerade einmal 79 Seiten.

Andreas Bell

Dank und Willkommen



Schon wieder sind zwölf Monate vorbei. Da heißt es Abschied zu nehmen von unserem diesjährigen Meditationschreiber P. Prof. Dr. Johannes G. Gerhartz SJ, der immer wieder zur Begegnung mit Jesus geführt hat. Zwölf verschiedene Bibelperikopen, d.h.

zwölf verschiedene Zuwegungen zu dieser Begegnung, die das Zentrum christlicher Existenz darstellt und letztlich das Ziel jeglicher seelsorglichen Begegnung mit einem Menschen ist. Ihm sei herzlich an dieser Stelle im Namen der Leserschaft wie der Redaktion für seine Betrachtungen Dank gesagt.

Für die in diesem Jahr neu begonnene „Ruhestandsphase“, die für einen Jesuiten natürlich niemals „Nichtstun“ bedeutet, wünschen wir ihm Gottes reichen Segen.



Für 2008 begrüße ich bereits an dieser Stelle Dompropst Dr. Alois Jansen, langjähriges Beirats-Mitglied für das Erzbistum Hamburg beim Pastoralblatt, früherer Seelsorgeamtsleiter in Hamburg und in der Zeit der Bischofsvakanz Diözesanadministrator. Er wird

sich für jeden Monat ein Tagesgebet vornehmen, um es „abzuklopfen“ auf einige Impulse für das Leben. Ihm gilt unser herzliches Willkommen.

Unter uns

Matris ex gremio

Höhlengeburt

ausgesetzt
Menschen wie Tieren

herabgekommen
nicht gefallen

vielmehr

jeden Fall unterschreitend

um uns Grabgeweihte
bergend zu heben

in den Glanzblick
eines Angesichts
unfasslicher
Begegnungssehnsucht

Wandle Grabeshöhlen
in Schöße
da Leben
zu Welt und Höhe
sich streckt

aus dem Troge schreit's:

Komm hieraus
Lazarus

Gunther Fleischer

Kindliches Staunen

Während der Wandlung in der Kirche fragt der kleine Tom: „Oma, was ist das?“ Oma: „Das ist der Leib Christi!“ Tom: „Boah! Und was war das vorher?“ Oma: „Brot!“ Tom: „Wie kriegt der das hin?“

Pfarrer Lambert Schäfer, Langenfeld

Josefsgeschichte

Die Frau des Potifar verlangte von ihm, dass er Kuchen backen solle. „Geh an den Kühlschrank, da ist alles drin, was du dafür brauchst.“

Pfj. i.R. Ernst Dickenscheid, Michendorf



Quelle: Pflümann/CC, www.c5e.net

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E